Aurelia & Adalwin

1. Band

Der grüne Tropfen

Ein Fantasyroman von Terki Trunnt

PROLOG 7

VORGESCHICHTE 10

ERSTER TEIL
AURELIA UND ADALWIN WACHSEN AUF UND FINDEN EINANDER . 17
Wie Aurelia in die Welt kommt und ihre Kindheit verlebt 18
Adalwins Geburt und seine ersten Jahre 33
Lucina bringt Leuforia und Furarius zum Handeln 45
Aurelia erfährt von ihrer Bestimmung und kommt davon ab 53
Adalwin wird von den Turkannen geraubt und vom Großkhan aufgenommen 69
Adalwin findet seine Waffen und erfährt von der Legende der Turkannen 78
Gaia, Venus und Merkur treffen zusammen 90
Aurelia entkommt dem Gasthaus der Verwirrung und den Sümpfen der Einsamkeit 92
Die Blauäugigen finden zueinander 111
Aurelia soll verheiratet werden 121
Flucht, Verfolgung und Heimkehr 133

ZWEITER TEIL
AURELIA UND ADALWIN GEHEN GETRENNTE WEGE 144
Lucina warnt Leuforia ein zweites Mal 145
Aurelia und Adalwin verlieren sich 149
Gaia trifft Venus und Merkur 166
Der Weg zu den drei Eichen 170
Ein neuer Plan 183
In der Anderwelt 185
Aurelia gelangt zum Weißen Mönch und wird in der Kampfkunst ausgebildet 197
Adalwin verfällt einer sanften Umklammerung 217
Leuforia bereitet den nächsten Schritt vor 232
Aurelia entkommt den Kopfgeldjägern und trifft die Amazonen 237
Zita – die Herrin der Fahrensleute 246
Parsidia und Aurelia bei der weißen Seherin 260
Adalwin verspielt seine Freiheit 272
Adalwin wird in Alachandria als Sklave verkauft 283
Die Reise nach Geysira und zu Mutter Erde 295

Erster Teil

Aurelia und Adalwin wachsen auf und finden einander

Wie Aurelia in die Welt kommt und ihre Kindheit verlebt

Es war einmal in längst vergangenen Tagen in einem fernen Land. Dort lebte ein Menschenpaar zufrieden in seinem eigenen Tal, weit entrückt von allen anderen Bewohnern der Gegend. Die beiden verrichteten tagein, tagaus das Ihre und hatten bereits das halbe Leben als ordentliche, ehrbare und fleißige Leute verbracht. In ihrer Abgeschiedenheit hatten sie ein Haus gebaut, zwei Kinder großgezogen und sich mit dem, was sie umgab, bequem eingerichtet. Noch einmal Neues anzupacken, lag ihnen fern.

Eines Tages, es war wohl ein Sonntag, geschah plötzlich Unvorhergesehenes in dem abgelegenen Winkel. Mann und Frau genossen gerade halb wach in ihrem Bett die morgendliche Ruhe, als ein seltsames Schauspiel auf ihrem Anwesen stattfand. Lichtstrahlen erleuchteten die Umgebung, sphärische Musik war eher zu spüren als zu hören, und tief in ihrem Bewusstsein erreichte sie ein Ruf von draußen. Nein! Das waren keine Worte. Gedanken durchdrangen den Raum, dessen Dimensionen sich geweitet hatten. Licht, Klang und ihr Geist verschmolzen zu einem Ganzen, in dem Kronos' Herrschaft gebrochen und alle Grenzen verschwunden waren. Äußeres und Inneres waren gleichzeitig wahrzunehmen. Etwas nie Dagewesenes war bei ihnen eingetroffen und hatte ihr gewohntes Sein verwandelt.

Das Paar trat voller Verwunderung hinaus und erlebte eine Überraschung. Als sie den Fuß vor die Tür setzten, erhob sich im goldenen Schein des Morgenlichtes ein kreisrundes Gefährt aus den Wiesen. Es strahlte in allen Farben des Regenbogens, verharrte für einen Moment und entschwand danach lautlos in rasender Geschwindigkeit nach oben. Seine glitzernde Spur verlor sich rasch im Blau des Horizonts über den Bergketten.

Das Pärchen schaute sich erstaunt an. Die zwei wussten nicht sofort, wie sie das Erlebnis einordnen sollten. Als der Glanz verflogen war und sie wiederum sehen konnten, bemerkten sie zu ihrer Verblüffung, dass die fliegende Scheibe einen Gegenstand vor ihrem Heim zurückgelassen hatte. Kronos begann neuerlich sein Zepter zu schwingen, der Raum fand sich wie vormals in Länge, Breite und Höhe zusammen, und ein Behältnis wurde sichtbar, zunächst fein und durchscheinend, dann immer deutlicher, mit klaren Konturen. Zuletzt war aller Zweifel verschwunden. In ihrem Vorgarten war ein rundlicher Schrein abgestellt worden, gefertigt aus einem orangefarbenen Material, den die Reisenden aus dem Kosmos dort vergessen haben mussten.

Die Frau war über die Vorgänge sehr erschrocken. Sie fürchtete sich vor dem Mitbringsel der Unbekannten, mochte die Truhe nicht ansehen und hätte sie am liebsten vergraben. Nein, öffnen und hineinschauen, das wollte sie keinesfalls. Ihr Mann war ebenfalls betroffen. Nie hatte er davon gehört, dass Dinge unmittelbar vom Himmel auf die Erde gebracht wurden, und seine Erfahrung lehrte ihn eines: Unbestellte Geschenke bedeuteten nichts Gutes. So ließen die überraschten Leute den Fremdkörper stehen, wo er sich befand, und legten sich sorgenvoll zum Schlafen nieder.

Der Mond ging über ihrem Haus auf, zog seine Bahn am Nachthimmel und tauchte unter. Die Dämmerung löste die Nacht ab. Jedoch hatte sich nichts geändert, als sich das Paar am anderen Morgen aus seinem Bett erhob. Zwischen den Beeten war der merkwürdige Korpus weiterhin vorhanden und übte eine magische Anziehung aus, die sie zuletzt alle Ängstlichkeit vergessen ließ. Die beiden überwanden sich, traten näher und trugen das unheimliche Objekt in ihr Gartenhäuschen. Da stand es nun, geheimnisvoll schimmernd, bedrohlich und verführerisch zugleich. Schließlich nahm die Frau all ihren Mut zusammen und hob den Deckel des Gefäßes hoch.

Zu ihrer Verwunderung lag darin ein kleines Mädchen, zart, zerbrechlich und mit blondem Flaum auf dem Kopf. Das süße Wesen hatte einen Schlauch im Mund, blinzelte in die Helligkeit und streckte danach der verwirrten Entdeckerin seine Ärmchen entgegen. Erschrocken und fasziniert blickte die Frau in die himmelblauen Augen des Kindes, die sie mit einer erstaunlichen Klarheit und Tiefgründigkeit ansahen. Ob sie wollte oder nicht, sie konnte sich der Wirkung des Winzlings nicht entziehen, fasste in den Schrein hinein, holte ihn heraus und drückte ihn an ihre Brust.

Kopfschüttelnd schaute der Mann sein Weib an. Er wusste wohl, welche große Mühe, Sorgen und Entbehrungen es bedeutete, Nachwuchs aufzuziehen. Sie hatten ihre Pflicht erfüllt. Schlaflose Nächte während des Kleinkindalters ihrer eigenen Sprösslinge hatten sie gemeinsam überstanden, die Launen und Eskapaden der Halbwüchsigen ertragen und waren froh, die traute Zweisamkeit wiedergefunden zu haben. Sie konnte das unmöglich vergessen haben! Schweigend versenkte er sich im Graublau ihrer Augen. Sein stummer Protest fand keinen Widerhall. Es bedurfte keiner weiteren Worte. Sie mussten seit Langem kaum miteinander reden, um sich zu verstehen. Ihm war klar, was passiert war: Die Schutzlosigkeit des Babys hatte gesiegt. Der Mutterinstinkt war in ihr erwacht. Sein Blick fiel auf die zierlichen Hände. Wie zerbrechlich sie wirkten! Er konnte nicht anders, als seinen Daumen in das Fäustchen zu halten. In dem Augenblick, als er spürte, wie sich die winzigen Fingerchen schlossen, war

auch seine Gegenwehr überwunden. Einen Moment lang wollte er sich an die vage Hoffnung klammern, die schwebende Scheibe käme zurück, um das Behältnis samt seinem Inhalt zu holen. Ach was! Das war albern! Er atmete tief durch und stellte sich der Realität. Niemand vergaß ein Kind. Das niedliche Ding war mit voller Absicht zu ihnen gebracht worden. Seufzend senkte er sein Kinn – er war damit einverstanden, dass sie sich dieses Kindes annahmen.

Nachdem sie wortlos zusammen die Entscheidung getroffen hatten, das himmlische Findelkind aufzunehmen, stellten sie sich der Aufgabe. Vorsichtig trugen sie den orangefarbenen Kasten mit dem Mädchen in ihr Wohnhaus und stellten ihn in dem verwaisten Kinderzimmer auf den Tisch. Während die Frau sofort daran ging, das Baby zu versorgen und an die Brust zu legen, betrachtete der Mann aufmerksam die Kapsel. Merkwürdig fasste sich das orangefarbene Material an, aus dem die Wände gefertigt worden waren: hart und fest einerseits, andererseits angenehm weich, warm, geradezu anschmiegsam für die Haut. Das war weder Metall noch Holz oder Tuch. Als der Schrein so auf der Holzplatte stand, schoss ihm in den Kopf: „Für's Erste ist das doch eine hervorragende Liegestätte für den Säugling. Es ist gar nicht nötig, ein Bettchen zu bauen.“ Seine Frau würde sich nicht derart tief wie seinerzeit bei den Großen bücken müssen, um die Kleine herauszunehmen. Seine Hand fuhr tastend in das Innere des Schreins. Kuschelig, flauschig und sanft fühlte sich die Polsterung an. Da gab es nichts zu verbessern. Halt! Was war das? Seine Finger waren am Fußende auf einen Widerstand gestoßen. Unter der Einlage war etwas verborgen. Er schlug das Deckchen zurück und fand ein Kästchen von goldener Farbe. Überrascht holte der Mann seine Entdeckung heraus und hielt sie hoch. Tatsächlich! Kein Zweifel. Da glänzte Gold, pures Gold!

„Sieh nach, was drin ist!“ Pragmatisch kommentierte die Frau das Geschehen, die, das Kind in ihren Armen wiegend, die Untersuchungen ihres Gatten beobachtet hatte. Aber egal, wo der Mann drehte oder drückte: Es passierte nichts. Schütteln und Wenden brachte das gleiche Ergebnis. Die kleine, goldene Truhe ließ sich nicht öffnen und verbarg hartnäckig ihren Inhalt. Ratlos blickte er zu seiner Gattin.

„Wenn sich nichts Nützliches darin befindet, vergrab das Stück besser!“, lautete deren Reaktion auf seine vergeblichen Bemühungen. „Du weißt ja, wie die Büttel des Drachens hinter dem gelben Metall her sind.“

„Du hast recht“, bestätigte der Mann seiner Frau, ging hinaus und führte aus, was sie geraten hatte. Als er aus dem Garten zurückkam, schoss ihm eine Eingebung in den Kopf.

„Wir sollten das Mädchen Aurelia nennen!“, schlug er vor.

„Den Namen habe ich noch nie gehört. Wie kommst du denn darauf?“, erwiderte die Frau.

„Im alten Römerreich hieß Gold Aurum. Sie lag auf einem Stück aus Gold. Das Wortspiel finde ich hübsch. Oder was meinst du?“, gab der Mann zur Antwort.

„Was du immer für Ideen hast!“ Die Frau lächelte ihren Mann an. Das mochte sie besonders an ihm. Außerdem war sie froh, dass er, wie in all den Jahren davor, einfach und ohne Widerrede mittrug, was sie sich vorgenommen hatte. Früher hatte er viel gelesen, wusste viele Sachen und kam immer auf sonderbare Einfälle, wenngleich nicht alle davon nützlich waren. Dieser Vorschlag war allerdings nicht übel, wie sie befand. Laut sagte sie deshalb: „Klingt wirklich gut. Ein ungewöhnlicher Name zwar …“ Sie dehnte das letzte Wort.

„Sie ist ja auch nicht gerade auf normale Art zu uns gekommen“, ergänzte ihr Mann und strahlte seine langjährige Gefährtin an. Er liebte sie und ihren Realismus. Wie stets, wenn er sie ansah, war er glücklich darüber, dass diese hübsche, kluge Frau mit ihm den Lebensweg in jenem Tal teilte, das Heim vorbildlich versorgte und seine Marotten klaglos ertrug.

„Einverstanden! So soll sie heißen.“ Die frischgebackene Mutter nickte, und es war beschlossen. Das Kind hatte seinen Namen erhalten, und Aurelia, die Glänzende, war auf der Erde bei ihren Zieheltern angekommen.

Wie sich angeboten hatte, legten die Eltern Aurelia zum Schlafen in den Kasten, mit dem sie zu ihnen gebracht worden war. Da die Brust der Frau bald von Neuem Milch gab, nahm das Mädchen rasch an Gewicht und Größe zu. Erstaunlicherweise passte es dessen ungeachtet stets ohne Probleme in sein ungewöhnliches Bettchen. Auf wundersame Weise wuchs das orangefarbene Behältnis mit seinem Inhalt mit, wie die erstaunten Leute irgendwann begriffen.

Das war nicht die einzige Besonderheit, an die sie sich gewöhnen mussten. Aurelia schien, immer wenn sie schlief, weit weg zu gehen. Wurde sie geweckt, waren ihre Augen von außergewöhnlichem Blau, und sie wirkte entrückt, als müsste sie sich neu eingewöhnen. Ihre Eltern spürten, dass Aurelia im Traum und in ihrer Truhe Verbindung zu der Welt hielt, aus der sie gekommen war. Weil sie jedoch mit ihren großen Augen alles auf der Erde fröhlich aufnahm, hielten sie dieses ungewöhnliche Phänomen für in Ordnung und hatten sie nur umso lieber.

Eines Abends, Aurelia war bereits zwei Jahre alt geworden, erzählte die Mutter ihrer Tochter gerade eine Gutenachtgeschichte, als über ihrem

Haus ein Fauchen hörbar wurde. Es klang wie ein Sturmwind, der plötzlich über das Tal hereingebrochen war. Einige Augenblicke lang wurden die Holzwände des Hauses erschüttert. Dann kehrte die gewohnte Stille ein. Wenig später wummerten Schläge am Einlass. Der Mann ging nach draußen, um nachzusehen, wer das sein könnte. Draußen in der Dunkelheit stand ein riesiger Mann mit der Figur eines Athleten. Über seine Lederrüstung, die mit Schulterplatten aus Metall und Panzerungen an Brust und Bauch verstärkt war, hatte er einen langen, schwarzen Umhang geschlagen. In der linken Hand trug er einen Helm, und am Gürtel baumelte ein Kurzschwert. Merkwürdigerweise waren seine ledernen Stiefel sauber. Sonst kamen Gäste in der Regel mit schmutzigem Schuhwerk bei ihnen an, zumal seit dem Mittag Regen vom Himmel fiel und der Bach im Tal bereits anschwoll.

Statt den Gruß zu erwidern, schob der späte Gast den Hausherrn mit einer Handbewegung zur Seite. Die Lässigkeit, mit der ihm das gelang, verdeutlichte die ungewöhnliche Kraft, über die der Ankömmling verfügte. Tief musste sich die Herkulesgestalt unter den Türbalken bücken, um in die Stube zu gelangen. Als der Besucher dort eingetreten war, kam die Mutter aus dem Zimmer ihres Mädchens. Soeben war die Kleine eingeschlafen. Die Frau erkannte sofort, wer sie da aufsuchte, senkte ihr rechtes Knie auf den Boden und beugte den Kopf nach unten. Der Schreck würgte in ihrem Hals. Was wollte der Herr der Drachenburg, Furarius, bei ihnen? Das konnte nichts Gutes bedeuten. Angstvoll hielt sie den Blick auf die Dielen gerichtet. Es war tunlichst angezeigt, zu schweigen und zu warten, bis sie angesprochen werden würde.

Ihr Mann war inzwischen in die Stube nachgekommen. Eilig tat er es ihr gleich, nachdem er nun ebenfalls begriffen hatte, wer da vor ihnen stand. Eine böse Vorahnung stieg in ihm auf. Wenn dieses Ungeheuer bei ihnen erschien, mussten sie um ihr Leben fürchten. Ob sein großer Sohn vielleicht auffällig geworden war? Der Gedanke schoss ihm in den Kopf. Aber er verwarf ihn gleich wieder. Im Drachenreich wurden Aufmüpfige ohne viel Federlesen erschlagen oder gehängt. Deswegen wäre der Herrscher nicht persönlich und allein zu später Stunde erschienen. Sollte der ungewöhnliche Besuch mit Aurelia in Zusammenhang stehen?

Als er das gedacht hatte, ertönte aus dem Kinderzimmer ein dumpfes Geräusch, als wäre etwas zugefallen. Der gedämpfte Schlag war trotz des Prasselns der Holzscheite im Kamin nicht zu überhören gewesen. Furarius legte wortlos den Helm auf den Tisch, zog sein Schwert und bewegte sich in Richtung des Kinderzimmers. Mit einem Ruck öffnete er die Tür.

Den Eltern blieb das Herz stehen, als der unheimliche Fremde im Nachbarraum verschwunden war. Sie erwarteten das Schlimmste. Jedoch nichts geschah. Stattdessen kam der Riese wenige Augenblicke später in die Wohnstube zurück und herrschte das Paar an:

„Wo ist das Balg?“ Drohend tönte der Bass zwischen den Wänden.

Bleich vor Entsetzen stammelte die Mutter: „Herr, ich verstehe nicht.“

„So?“ Während das kurze Wort durch das Zimmer dröhnte, packte das Kraftpaket die Hausherrin unter der Schulter und zog sie in die Höhe. Seine Pranke presste den Oberarm derart zusammen, dass das Opfer vor Schmerzen wimmerte.

„Und was ist das? Wem gehören die Spielsachen?“ Furarius schob die Frau voran in das Gelass, wo sie vor Kurzem Aurelia schlafend in ihrem Behältnis zurückgelassen hatte. Entgeistert starrte die Gepeinigte in die Kammer und auf die leeren Bretter des Tisches. Lediglich die zwei Puppen lagen dort am Rand, mit denen ihr blauäugiger Schatz gern spielte. Das war zu viel für sie. Der Schreck ließ sie bewusstlos zu Boden sinken.

Der Mann hatte sich kaum getraut, die Szene zu beobachten. Schüchtern sah er auf und geriet damit in den Bannkreis durchdringender Blicke. Aus den ausdrucksstarken braunen Augen, deren leichte Schiefstellung den furchterregenden Eindruck verstärkte, den sie verbreiteten, schossen Blitze. Mit dem Schwert deutete Furarius lässig eine Aufwärtsbewegung an und winkte seinen Untertan zu sich. Der kam mit schlotternden Knien der unmissverständlichen Aufforderung nach, warf einen Blick ins Kinderzimmer und traute ebenfalls, wie seine Frau vor ihm, seinen Sinnen nicht mehr. Zweifellos war der orangefarbene Schrein weg, der stets da drin auf der Tischplatte gestanden hatte.

Die Gedanken rasten durch sein Gehirn. Wohin war die Truhe mit Aurelia verschwunden? Was bedeutete das? War ihrer Tochter etwas geschehen? Egal jetzt! Vor ihm stand der Drache, und offensichtlich suchte er das Himmelskind. Er musste die Zweijährige und seine gesamte Familie schützen. Der rettende Einfall schoss plötzlich in sein Bewusstsein: „Wir erwarten unsere Enkelin“, stotterte es aus ihm heraus. Sein Hals fühlte sich an, als würden ihn die fürchterlichen Hände bereits würgen. Er bezwang seine Panik. Die Idee gefiel ihm. Sicherer geworden, setzte er nach: „Unser Sohn kommt bald mit unserer Schwiegertochter und ihrem Mädchen zu Besuch. Meine Frau hat schon Puppen gebastelt. Bloß ich bin mit dem Bettchen säumig.“ Es war heraus und hatte sich plausibel angehört. Ermutigt hielt der Mann dem Glühen der braunen Augäpfel stand, die ihn prüfend musterten.

„Sollte ich das Tal verwechselt haben? Das werden wir sehen.“ Das Eisen des ungebetenen Gastes fuhr zurück in die Scheide. Ein gefährlicher Unterton lag in seiner Stimme, als er nachsetzte: „Ich weiß Bescheid. Vor zwei Jahren ist hier eine fliegende Scheibe in der Gegend gelandet und hat ein Mädchen zur Erde gebracht. Wenn ich im Nachbartal nichts finde, sehen wir uns wieder! Gnade euch Gott, wenn ihr gelogen habt!“

Furarius’ Stiefel stampften über den Holzfußboden. Krachend fiel das Türblatt in die Angeln. Dann war der Machthaber über der Gegend verschwunden. Wenig später machten das Wackeln der Wände und das Sturmbrausen deutlich, dass der Drachen durch die Lüfte davongeflogen war.

Erleichtert atmete der Hausherr auf. Endlich allein! Es war überstanden. Er eilte in den Nachbarraum und kümmerte sich um seine Gattin, die noch immer auf den Dielen lag. Ein paar Klapse auf die Wangen brachten ihr das Bewusstsein zurück. Dankbar nahm sie seine ausgestreckte Hand und ließ sich hochziehen. „Ist er weg?“

Kummervoll nickte der Mann und gab zur Antwort: „Ja, aber Aurelia ebenfalls!“

Die Frau fiel in seine Arme. Ratlosigkeit und Sorge waren gemeinsam am besten zu ertragen. Wie oft hatten sie sich in den dreißig Jahren ihrer Ehe Trost gespendet? Unzählige Male! Besonders die Zeit, bevor die beiden Großen erwachsen geworden waren, war schlimm gewesen. Sie legte den Kopf auf seine Brust. Ihr Blick fiel dabei zufällig auf den Tisch. Unfassbar! Sie schloss die Augen und öffnete sie erneut. Tatsächlich! Ein Freudenschreck zuckte über ihr Gesicht. „Sieh doch!“ Aufgeregt riss sich die Frau von ihrem Mann los und wies hinter seinen Rücken.

Er drehte sich um und wollte nicht glauben, was sich vor ihm abspielte. Flimmernd wie eine Fata Morgana stand auf der Tischplatte das vermisste Behältnis. Als läge es hinter einer Dunstwolke, schimmerte das fremdartige Material zunächst in diffuser Weise. Zunehmend verdichtete sich das Orange. In gleichem Maße gewannen die Konturen an Schärfe. Nach einigen Augenblicken stand der Schrein an eben dem Fleck, wo ihn die Mutter verlassen hatte. Lediglich der Deckel war geschlossen. Blitzschnell überwand die Frau die Distanz und schlug die Abdeckung nach oben. Friedlich schlafend lag im Inneren das blonde Mädchen. Den guten Leuten fiel ein Stein vom Herzen. Offensichtlich war die Gefahr an ihrem Kind vorübergegangen, ohne dass es davon etwas mitbekommen hatte. Vor Erleichterung fiel das Paar sich ein zweites Mal in die Arme.

Nach einer Weile lösten sie sich voneinander, und Aurelias Mutter erkundigte sich: „Was hat er gewollt?“

„Er weiß, dass vor zwei Jahren ein Kind von einer fliegenden Scheibe gebracht wurde“, antwortete ihr Mann. Plötzlich befiel ihn eine dunkle Ahnung: „Ich fürchte Schlimmes für unsere Nachbarn drüben.“

Sein aufkeimendes Entsetzen spiegelte sich in den Augen seiner Gattin. Sie hatte verstanden, was er sagen wollte: Zu eben dieser Zeit, als Aurelia zu ihnen gebracht worden war, hatte die Nachbarin eine Tochter auf die Welt gebracht. Zwei Tage später hatte sich die traurige Gewissheit bis zu ihnen verbreitet. In derselben Nacht war die Familie auf der anderen Seite der Berge ausgelöscht worden. Hirten hatten das niedergebrannte Haus entdeckt und die verkohlten Reste dreier Leichen gefunden. Die Eltern Aurelias beschlossen daraufhin, das dunkle Geheimnis vor ihrem Sonnenschein zu bewahren. Ihre Tochter konnte schließlich nichts dafür, dass drei unschuldige Menschen ihretwegen hatten sterben müssen.

Als Aurelia größer geworden war, unternahm die Mutter häufig mit ihr eine Wanderung ins Nachbartal. An einem verwitterten Kreuz legten sie Blumen nieder, die sie vorher gesammelt hatten. Danach beteten sie gemeinsam an dem Grab. Bevor sie umkehrten, drückte sie die Mutter jedes Mal ganz fest an sich und hatte Mühe, ihre Tränen zu verbergen. Erst viel später sollte das Mädchen erfahren, wer die Toten waren und weshalb sie ihrer gedachten.

Damit Aurelia nicht allein mit ihnen aufwuchs, brachten sie ihre Eltern später jeden Morgen in ein anderes Tal der Umgebung, wo viele Gebäude Platz hatten und in dem auch ein Kinderhaus stand. Die Sprösslinge der Bergbauern wurden ab ihrem siebten Lebensjahr dort gemeinsam erzogen. Obwohl Jungen und Mädchen gleichermaßen ein- und ausgingen, spielte Aurelia lieber mit den Buben, rannte mit ihnen umher und gab den Ton an.

Auf solche Weise wurde sie älter, größer und fortwährend hübscher. Zudem besaß sie ein hinreißendes Lachen. Es genügte, wenn sie jemanden ansah: Gleich war sein Herz erobert. Niemand konnte sich ihrem Charme entziehen. Hatte sie sich etwas in den Kopf gesetzt, war es kaum möglich, sie davon abzubringen. Mit besonderem Eifer übte sie ihre Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer. Aurelia mochte Bewegung und war gern in der freien Natur. Sie liebte Bäume, Tiere und Pflanzen über alles. Dafür wurde sie mit Schönheit sowie einer schlanken, sportlichen Gestalt beschenkt. Ihren Eltern half sie im Garten, bei der Zucht der Rinder und dem Bereiten des Käses, mit dem die Familie das Geld für die Dinge erwirtschaftete, die gekauft werden mussten. In den Jahren im Gebirge reifte aus der kleinen Aurelia ein adrettes Mädchen heran mit strahlendem, fröhlichem Antlitz, einem gewinnenden Wesen und voller innerer Gefasstheit und Stärke.

Eines Tages, als Aurelia elf Jahre alt war, kam sie vom Kinderhaus nach Hause. Die Mutter war gerade mit den Beeten beschäftigt. Sie brauchte nur einen flüchtigen Blick, um zu erkennen, dass irgendetwas passiert sein musste. Statt sich wie sonst fröhlich pfeifend anzukündigen und die letzten Meter auf sie zuzurennen, war ihre Tochter in sich gekehrt und lief fast apathisch auf das Tor zu. Als sie näher kam, erkannte die Frau Aurelias tränenverschmiertes Gesicht. Fragend sah sie ihrem Liebling in die saphirblauen Augen. Statt einer Antwort warf sich das Kind in ihre Arme und begann, bitterlich zu weinen.

Die erfahrene Frau hatte die Kniebinde längst entdeckt. Offensichtlich musste sich ihr Wildfang verletzt haben. „Kein Grund zur Sorge!“, dachte sie bei sich. Jedoch wollte das Schluchzen nicht aufhören. Schließlich schob die Mutter Aurelia ein wenig von sich, um den eigentlichen Grund des Schmerzes zu erfahren. „Aber, aber!“, sagte sie nichts ahnend. „Was ist denn meiner kleinen Reli widerfahren?“, und fügte den Spruch an, mit dem sie sonst das Kind getröstet hatte, wenn es sich gestoßen oder verrenkt hatte: „Heile, heile, Segen! Drei Tage Regen! Drei Tage Sonnenschein! Dann wird alles gut sein!“ Das „u“ im „gut“ dehnte sie wie gewöhnlich lange aus und wiegte den vom Heulen geschüttelten Körper an dem ihren hin und her.

„Nichts ist gut! Ich bin ein Monster! Siehst du das?“ Aurelia riss sich den Stoffstreifen vom Knie, und die Wunde wurde ansichtig, die augenblicklich aufs Neue zu bluten anfing. Da konnte die Bergbäuerin endlich begreifen, was ihr Kind bewegte: Aus der aufgeplatzten Haut tropfte eine tiefblaue Flüssigkeit.

Die Frau ließ sich ihre Überraschung nicht anmerken. Natürlich war das, was sich ihr darbot, ungewöhnlich. Sie hatte bisher keinen Menschen gesehen, der blaues Blut in seinen Adern hatte. Schon häufig war sie erstaunt gewesen, was für ein unermüdlicher Schutzengel Aurelia zu begleiten schien: Wie oft die Ungestüme auch gestürzt oder gefallen war, ihre Haut war immer unverletzt geblieben. Dieses Mal musste eine scharfe Kante für die Verletzung gesorgt haben, die dort klaffte. Der Mutter fiel ein, dass ihre Tochter nicht von dieser Welt war. Gemeinsam mit ihrem Mann hatte sie verdrängt, auf welche Weise sie ihr Mädchen erhalten hatten, und sich gefreut, wie es sonst allen Kindern in der Gegend glich oder gar mit ihrem hellen Verstand hervorstach. Jetzt begriff sie: Der Tag war gekommen, an dem sie ihr die Wahrheit offenbaren mussten: Sie waren nicht die richtigen Eltern, und Aurelia war ein Himmelskind.

Während die Überlegungen und Empfindungen in ihrem Kopf kreisten, hatte sie nicht aufgehört, tröstend vor sich hin zu summen und Aurelia zu

wiegen. Endlich hatte sich die Elfjährige gefasst und konnte berichten: Sie war beim Haschen gefallen und mit dem Knie unglücklich auf ein Hufeisen gestürzt. Als das blaue Blut aus der Schramme gequollen war, hatte eines der Mädchen aufgekreischt und sie als Hexe beschimpft. Die anderen hatten eingestimmt, und selbst die Aufpasserin im Kinderhaus war ihr nicht beigesprungen, sondern hatte etwas wie „Teufelswerk“ oder „Teufelszeug“ gerufen und sich bekreuzigt. Alle hatten sie danach gemieden. Die Erwachsene hätte ihr wortlos den Stofffetzen gereicht und sich geweigert, ihn anzulegen. „Ich gehe nie wieder dorthin!“ Mit diesem Satz beendete Aurelia ihre Erzählung. Die Mutter quittierte die Aussage mit einem Seufzer. Sie kannte den eisernen Willen ihrer Tochter. Zudem fühlte sie in ihrem Inneren: Das Kind hatte recht. Sie musste mit ihrem Mann reden.

Beim Abendbrot klärte der Vater Aurelia darüber auf, wie sie in ihr Elternhaus gelangt war. Er schloss seine Ansprache damit: „Wir wissen nicht, weshalb dich die Leute in der fliegenden Scheibe bei uns abgesetzt haben. Aber wir lieben dich von ganzem Herzen. Es ist uns völlig egal, ob blaues oder rotes Blut in deinen Adern fließt. Gott beurteilt die Menschen nach ihren Taten, nicht nach ihrer Haut- oder Blutfarbe! Wir halten das ebenso!“

Aurelia war den Worten ihres Vaters gefolgt und beruhigt zu Bett gegangen. Trotzdem lag sie lange wach und dachte über das Gehörte nach. Sie war also nicht von ihrer Mutter geboren worden. Das wollte sie gar nicht glauben. So sehr, wie Vater und Mutter sie liebten, musste sie deren Kind sein! Eine fliegende Scheibe hätte sie bei ihnen abgesetzt. Das klang komisch. Wollte sie der Vater trösten und ihre Andersartigkeit mit einem Märchen erklären? Doch manchmal, musste sie zugeben, hatte sie sich schon über sich selbst gewundert. Wenn sie im Kinderhaus Aufgaben lösen sollten, brachte sie das schneller zuwege als die Kameraden oder wusste Dinge, die erfragt wurden, ohne dass vorher davon gesprochen worden wäre. Sie waren in ihrem Kopf, einfach so. Sie wusste nicht, woher sie kamen. Sollte es einen Zusammenhang zwischen dem blauen Blut, ihrer Herkunft und diesem Wissen geben? Was hatte Mutter darauf erzählt? Die Geschichte mit ihrem ersten Bettchen. Dunkel konnte sie sich daran erinnern. Lange hatte sie in einem Kasten geschlafen, den Vater mit einem freundlichen Orange angestrichen hatte. Eines Tages war der plötzlich weg gewesen. Das Nachdenken strengte sie an, sodass sie endlich einschlief.

Währenddessen saßen die beiden Bauersleute vor ihrem Kamin, beobachteten das Flammenspiel und hingen ihren Gedanken nach. Gegen

Mitternacht fasste er nach der Hand seiner Frau und sagte: „Aurelia wird da nicht wieder froh. Sie ist gescheit genug. Es wird ihr nicht schaden, wenn sie allein mit uns lebt. Wir haben genug Vorräte angelegt. Der Winter steht vor der Tür. Bis zum nächsten Frühjahr haben sich die Gemüter beruhigt. Hier in dieser Einsamkeit lassen sie uns in Ruhe. Ohnehin wird sich sicherlich bald zeigen, warum sie zu uns gekommen ist. Es wird einen Grund geben, weshalb sie damals so wunderbar vor dem Drachen beschützt wurde."

Die Frau hatte die Geschehnisse aus allen denkbaren Perspektiven betrachtet und bewertet, war zu einem ganz ähnlichen Schluss gelangt und sagte: „Ja, das ist am besten! Genießen wir die Zeit, die uns mit ihr bleibt." Sie drückte seine Hand. Nach einer Weile des Schweigens fügte sie an: „Hast du dich eigentlich nie gefragt, wieso er sie damals hatte umbringen wollen?"

Er erwiderte: „Doch, sehr oft sogar. Allerdings habe ich keine Erklärung gefunden." Er zögerte, schüttelte den Kopf, als verwürfe er einen Gedanken, murmelte ein „Unmöglich!" vor sich hin und ergänzte schließlich: „Für uns ist das bedeutungslos. Unsere Aufgabe ist es, dem Himmelskind eine Heimstatt zu geben. Wozu es auf der Welt ist, wird sich erweisen."

Die Frau nickte stumm. Es war etwas ungesagt geblieben, spürte sie, aber beließ es dabei.

Die kleine Familie zog sich, wie es die Eltern beschlossen hatten, aus der Dorfgemeinschaft zurück, und irgendwann war das unangenehme Erlebnis für die drei vergessen. Aurelia half auf dem Hof und verbrachte ihre Freizeit hauptsächlich mit Wanderungen in den Bergen. Anfangs hatte sie der Vater auf längeren Touren begleitet. Später kam sie allein zurecht. Zwei weitere Jahre gingen über das Land. Die Schneeschmelze war vorüber. Das Frühjahr hatte das erste Grün vorsichtig aus den Zweigen gelockt. Wieder einmal hatte sich Aurelia ihr Bündel geschnürt und war zu ihrem Lieblingsort aufgebrochen.

Vor einer Felswand plätscherte ein Bach. Bäume säumten den Lauf des Gewässers. Unter den Bergriesen hatte das Spiel von Regen und Eis eine Geröllhalde anwachsen lassen. Einige große Brocken ragten heraus. Aurelia liebte es, auf den Gesteinsplatten zu liegen, wenn diese von der Sonne erwärmt waren. Auf dem Rücken ausgestreckt, sah sie dem Spiel der Wolken zu und las mit ihrer Fantasie Gesichter oder Tiergestalten aus den weißen Fetzen. Die Vögel zwitscherten den Lenz herbei, und irgendwann war Aurelia eingedämmert.

Als sie erwachte, fröstelte sie. Offensichtlich war sie dieses Mal tief eingeschlafen und viel Zeit verstrichen. Die Dämmerung hatte bereits eingesetzt. Der Abendstern leuchtete in mildem Gelb vom Himmel, der von West nach Nord alle Schattierungen von hellem Blau bis Indigo aufwies. Aurelia richtete sich auf und erschrak: Den Rückweg würde sie vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr schaffen. Über den Pass zu kommen, würde im Finstern schwierig werden. Zum Glück hatte sich der Mond beinahe gerundet, wie sie von der Nacht zuvor wusste, in der sie mit dem Vater draußen die Sterne beobachtet hatte. Das Silberlicht würde ihr gewiss helfen, die Halden zu bewältigen. Rasch hatte sie eine Jacke aus dem Bündel geholt und wollte sich auf den Weg machen, als ihr Blick von einem Schauspiel angezogen wurde.

Die Gruppe von Bergulmen, die drüben am Wasserlauf stand, hatte die ersten Blätter getrieben. Das Hellgrün bildete zu dem dunklen Geäst einen auffälligen Kontrast. Obwohl es absolut windstill war, bewegten sich die Zweige deutlich und fesselten damit Aurelias Aufmerksamkeit. Statt sich in eine Richtung zu biegen, führte das sprießende Blattwerk einen merkwürdigen Tanz auf. Die Einzelschwingungen verbanden sich zu einem Ganzen. Mit einem Ruck verschob sich die Perspektive in die Weite, und für das Mädchen verwandelten sich die Bäume in ein Gesicht. Eindeutig war da ein Mienenspiel zu erkennen, in dem ein Mund sich zu artikulieren versuchte. Sollte dort ein Wesen mit ihr sprechen? Sie konzentrierte sich. Zu ihren Ohren drang nichts weiter als das Knarren der Äste. Das Geräusch kannte sie, hatte ihm aber nie Bedeutung beigemessen. Dann plötzlich fiel die Schranke. Das Ächzen wurde ihr verständlich, und sie verstand ihren Namen: „Aurelia! Aurelia! Aurelia!“

Spontan – sie hätte nicht sagen können, von woher – antwortete es in ihr. Zu ihrem eigenen Erstaunen nahm sie ihren Satz wahr: „Ich höre dich!“

Das Raunen veränderte sich, und für das erstaunte Mädchen entstand eine neue Botschaft: „Komm herüber!“

Obwohl Aurelia nicht wusste, wer sie rief, spürte sie keine Angst. Es war eine wohlmeinende Macht, dessen war sie sich gewiss und folgte der Aufforderung. Sie bewegte sich bis dicht vor die Baumgruppe und entließ aus ihrem Inneren die Frage: „Wer bist du?“

Das Knarzen verstärkte sich, und sie entschlüsselte: „Ich bin der Hüter der Bäume. Geh in die Höhle! Du wirst erwartet.“

Die Bewegung der Zweige verlor sich, das Gemurmel des Gebirgsbaches übertönte die Stille, und das Gesicht war verschwunden. Verblüfft sah sich Aurelia um. Sie kannte den Ort von vielen Besuchen. Wo sollte hier eine Höhle sein? Allenfalls gegenüber war eine Einbuchtung im Felsen.

Ein kurzer Einschnitt verjüngte sich dort. Dahinter lag eine Wand. Das Laub der Bäume fing sich jedem Herbst in diesem Loch. Aus Neugier war sie einmal bis zum Ende gekrochen. Da ging es nicht weiter. Um sich zu vergewissern, hüpfte sie über die Steine im Wasser, die Halt gaben. Richtig: Es war und blieb eine Spalte, die von nacktem Gestein begrenzt war. Unten lag die Blätterschicht. Aurelia zögerte. Es war höchste Zeit heimzukehren. Die Eltern würden sich schon Sorgen machen. Vielleicht hatte sie sich das Baumwesen nur eingebildet. In den Wolken fand sie ja auch immer die lustigsten Bilder.

Gerade, als sie sich zum Gehen wenden wollte, raschelte es, und ein Mauswiesel hob genau an der Stelle des Übergangs zwischen Fels und Laubablagerung seinen weißen Kehlfleck in Aurelias Gesichtsfeld. Sie ging einen Schritt auf den Stollenstumpf zu, und das Tier verschwand. „Es ist nicht nach vorn geflohen!“ Wie ein Blitz zuckte die Erkenntnis durch Aurelias Bewusstsein. Sollte sie damals etwas übersehen haben? Sie ließ sich auf die Knie nieder und kroch vorwärts. Tatsächlich! Ganz hinten durchgeschoben, spürte der Arm keinen Widerstand, lediglich nachgebende Pflanzenreste. Sie drehte sich um und wühlte mit den Füßen in der Masse, bis sie ein Sog einzog. Ein Plumps, und Aurelia saß etwa eine halbe Höhe ihres Körpers tiefer. Zum Glück war sie sanft gelandet. Es duftete erdig, zugleich süßlich und schwer. Aurelia wollte aufstehen. Wieso gelang ihr das nicht? Ihre Beine fühlten sich bleiern an. Dem Mädchen schwand das Bewusstsein.

Hell strahlte die Höhle auf, die mit Kalksteinsäulen und skurrilen Figuren gefüllt war. Eine Grotte schimmerte im Glanz ihrer Salzablagerungen. Davor spiegelte ein See die Wölbung der Decke, von der Stalaktiten hingen. Aus einem Bodenriss drang dunkler Rauch, der sich vor den weißen Salzkristallen zu einer Physiognomie verdichtete, wie Aurelia erkennen konnte. In ihr Bewusstsein drangen Worte. „Sei gegrüßt, Himmelskind! Seit Langem begleite ich dich. Hör gut zu! Ich habe dich zu mir gerufen, weil du in Gefahr schwebst. Der Drache hat dir bereits einmal nach dem Leben getrachtet. Du wurdest zur Erde gebracht, um ihn zu besiegen. Er weiß das. Hüte dich! Er wird bald wiederkommen.“

Aurelia erwachte in lichtloser Finsternis. Sie tastete um sich. Vor ihr lag ein Raum, hinter ihr ragte eine Wand empor. Langsam kam die Erinnerung auf, wo sie sich befand und wie sie hierhergeraten war. Einen merkwürdigen Traum hatte sie eben gehabt: Erst war ihr der Hüter der Bäume erschienen, und dann hatte ein Gesicht aus Nebelschwaden zu ihr gesprochen. Die Sätze standen wie eingemeißelt in ihrem Gedächtnis. Die Erscheinung hatte sie vor dem Drachen gewarnt, der angeblich versucht

hatte, sie umzubringen, und es von Neuem versuchen würde. Aber viel merkwürdiger noch: Es hatte sie „Himmelskind“ genannt.

Eine andere Geschichte kam ihr in den Sinn: Hatte ihr Vater damals doch kein Märchen erzählt, als sie die Kinder wegen ihrer Blutfarbe verlacht hatten? Irgendwann hatte sie beschlossen, ihm die Sache mit der fliegenden Scheibe nicht zu glauben. Das war bestimmt bloß eine Geschichte gewesen, um sie zu trösten. Sie wusste, in anderen Ländern sollte es Menschen mit brauner Haut und gekräuselten Haaren geben. Sie hatte eben blaues Blut, während die anderen rotes hatten. Na und? Das war im Grunde nichts anderes.

Unabhängig davon nahm sie sich vor, das alles ihren Eltern zu berichten. Überhaupt, Mutter und Vater – es war höchste Zeit, nach Hause zu gehen. Sie stand eilig auf, fand ein paar Vorsprünge in dem Felsen und zuletzt einen solchen, der es ihr erlaubte, sich durch den Laubpfropfen zu schieben, der den Eingang in die Höhle verbarg. Der Mond leuchtete hell und gestattete Aurelia, wie erhofft, den Weg über die Gesteinshalden, den Pass und die Wiesen zu finden.

Als hätte der Vater hinter der Tür gestanden, öffnete sich diese auf ihr Klopfen hin. Fest und ungewöhnlich lange drückte der Mann sein Kind an sich und schob es danach in die Stube. Die Mutter saß übermüdet am Tisch und blickte hoch. Augenblicklich verschwand der Kummer aus ihren Zügen. Wortlos nahm sie ihre Tochter in die Arme. Ein zweites Mal spürte Aurelia, wie mit ihrer Berührung eine große Last abfiel. Ihre Eltern hatten sich gesorgt. „Es tut mir leid“, entschuldigte sie sich und fügte an: „Ihr werdet nicht glauben, was ich erlebt habe.“

„Du bist gesund zurück. Das ist das Wichtigste!“, antwortete die Mutter, stellte Aurelia ihr Abendbrot auf den Tisch und setzte sich zusammen mit ihrem Mann dazu.

Das Mädchen verspürte einen tüchtigen Hunger, langte kräftig zu und schilderte dabei ihre Erlebnisse. Die Eltern hörten aufmerksam zu. Die Anstrengungen des langen Tages forderten im Anschluss ihren Tribut, und Aurelia war bald in ihrem Zimmer verschwunden.

Schweigend hatte Aurelias Mutter die Essensreste abgeräumt. Der Vater hatte einige Scheite geholt. Beiden war bewusst, dass ihrer Tochter Einschneidendes geschehen war. An Schlaf war nicht zu denken. Eine Weile saßen sie vor dem Feuer und versuchten, sich einen Reim auf das Gehörte zu machen. Als rote Glut in der Feuerstelle lag, sagte die Frau leise in die Stille hinein:

„Meine Großmutter hat mir häufig eine Gutenachtgeschichte erzählt: Eines Tages würde die Macht der Drachen gebrochen werden. Zwei Drachenkämpfer fänden sich dafür zusammen. Einer davon werde vom Himmel kommen, der andere von der Erde. Mit einem riesigen Heer nähmen sie die schwarze Burg ein und setzten dem Bösen ein Ende. Sollte an dieser Legende etwas dran sein? Ich dachte immer, das sei ein Märchen, um sich besser mit dem Elend abzufinden, das im Drachenreich herrscht."

„Ich habe die Sage ebenfalls gehört, als ich klein war, und wie du für eine Mär gehalten", nahm der Mann das Stichwort auf. „Mir hatte sich der Gedanke schon einmal aufgedrängt, war mir allerdings zu fantastisch erschienen. Sollte denn ausgerechnet unser blonder Engel der Drachenkämpfer sein? Aurelia ist ein Mädchen! Eine absurde Vorstellung."

„Das würde verständlich machen, warum er sie umbringen wollte", gab die Frau zu bedenken.

Der Mann seufzte: „Inzwischen fürchte ich, es ist die einzig richtige Erklärung. Das wiederum bedeutet, dass er wiederkommen wird, um das Versäumte nachzuholen. Wenn sich der Geist der Berge bemüht, sie zu warnen, ist es ernst."

Erstaunt schaute die Frau ihren Mann an. „Du weißt, wem Aurelia heute begegnet ist?"

„Ja!", antwortete dieser. „Mein Großvater kannte viele Dinge. Er wusste von Zwergen, Elfen und Gnomen genauso, wie er über die Naturwesen im Bilde war. Früher konnten die Menschen zu den Hütern von Bäumen, Wäldern oder Bergen Kontakt aufnehmen. Heute, so denke ich, ist es auch noch möglich. Leider hat er es mich nicht mehr lehren können."

Der Mann stand auf, um die Glut zu schüren. Nachdem er sich gesetzt hatte, fasste er nach der Hand seiner Frau. Sie spürte, etwas lag ihm auf der Seele, und wusste zugleich, was es war.

„Morgen werde ich das goldene Kästchen ausgraben, das in Aurelias Schrein gelegen hatte. Es kann sein, dass sie es bald brauchen wird."

„… oder schlimmer!", erwiderte seine Gattin.

„Wie meinst du das?" Eigentlich war die Frage überflüssig. Er wusste, wie gut ihn seine Gefährtin verstand. Sie ahnten längst jeder für sich, was auf sie zukam.

„Du musst es tun, solange es möglich ist, und wir müssen Aurelia verabschieden. Sie ist hier in Gefahr." Sie sprach die düstere Wahrheit aus, die sie beide erkannt hatten.

Bis zur Morgendämmerung saß das Paar stumm mit verschlungenen Armen beieinander und beobachtete das Verglimmen der Glut.

Adalwins Geburt und seine ersten Jahre

Etwa zur selben Zeit, zu der Aurelia auf der Erde erschien, lief in einer stürmischen Nacht schlaflos ein Bauer in seiner Stube umher. In loser Folge erleuchteten draußen Blitze das Dunkel. Die Nacht war weit über ihren Zenit hinaus fortgeschritten. Ein Kamin erhellte den Raum, und gelegentlich legte der Mann ein Holzscheit nach. An den Wänden hingen Hirschgeweihe, Bockgehörne und Gewaffe starker Keiler. Ein Esstisch stand im Raum, vier schwere Stühle dazu, alles aus Eichenholz geschreinert. Vor dem Tisch war ein Braunbärenfell ausgebreitet. In der Ecke lehnte eine Saufeder.

Nebenan lag die Frau des Bauern in den Wehen, seit Stunden unterstützt von der Kräuterfrau des Dorfes. Die Bäuerin presste tapfer und kämpfte gegen die Schmerzen, derweil ihr die Begleiterin Mut zusprach, die Stirn abtupfte oder hin und wieder ein paar Schlucke zu trinken reichte. Dann endlich: Ein langer, markdurchdringender Schrei ertönte, und das Kind ward aus dem Schoß geschoben. Mit geübten Griffen nabelte die Hebamme das Neugeborene ab und wickelte es sanft in saubere Tücher ein. Der Bauer trat durch die Tür, und die Eltern strahlten sich glücklich an. Endlich hatte Gott ihre Gebete erhört, und der Nachwuchs, den sie sich seit Langem gewünscht hatten, war zu ihnen gekommen.

„Es ist ein Junge, Bauer“, ließ sich die Geburtshelferin vernehmen, „stramm und gesund!“ Sie hielt dem Mann den Knaben hin.

Der Vater nahm seinen Sprössling fast schüchtern entgegen. Behutsam, liebevoll und zärtlich zugleich drückte er das Bündel an seine Brust. Eine Welle von Glück, Freude und Stolz lief durch seinen Körper. Voller Faszination blickte er auf das noch leicht zerdrückte Gesicht des Winzlings, der da mit fester Stimme Schreck und Schmerz über die schneidende Luft in seinen Lungen herausbrüllte. Etwas würde von ihnen bleiben in dieser Welt. Das Leben hatte sich eine Fortsetzung gegeben.

„Wir wollen ihn Adalwin nennen, Frau“, sagte der Mann. „Adalwin bedeutet ‚edler Freund‘, und das Freundsein soll mit Gottes Hilfe in seinem Leben wichtig werden. Unser Herr möge ihm ein erfülltes Leben schenken!“

„Ja, das ist ein schöner Name“, stimmte die glückliche Mutter zu, nahm das Baby von ihrem Mann entgegen und legte es mit einem Lächeln an ihre Brust.

Beinahe zwei Jahre lang wurde Adalwin von der Mutter gestillt. Dadurch gedieh das Kind prächtig und erfreute sich stabiler Gesundheit. Viel Bewegung im Freien kräftigte den Jungen weiter, der bald einen schlanken, muskulösen Knabenkörper besaß. Schon zur Geburt schmückten

Adalwins Kopf ein Menge dunkler Haare. Mit dem Größerwerden wuchs daraus eine braune Lockenmähne, die sich effektvoll von seiner weißen Haut abhob. Das Antlitz des Knaben war aus zarten, schmalen Zügen geformt und wurde von blauen Augen verschönt, die oft nachdenklich oder verträumt alles um sich herum ansahen. Das Übrige tat die Liebe seiner Eltern, die ihn die ersten Jahre vollständig umhüllte, Raum gebend und behütend gleichermaßen, sodass Adalwin ein empfindsames und gütiges Wesen entwickelte, harmonisch passend zu seinem wohlgestalteten Körper, wachen Geist und edlen Angesicht.

Vater und Mutter des Jungen bewirtschafteten einen kleinen Hof, hielten einiges Vieh und bauten Getreide an. Dazu pflegte seine Mutter einen Garten mit allerlei Beeren, Kräutern und Früchten. Der Hausherr ging am Abend zusätzlich auf die Jagd. Auf diese Weise konnten ständig frisches Obst und Gemüse sowie Waldfrüchte und gelegentlich eine Portion mageres Fleisch auf den Tisch gestellt werden. Was zum Leben gebraucht wurde, war vorhanden. Die Familie lebte im Einklang mit sich und der Natur.

Der Vater Adalwins streifte in seiner freien Zeit viel mit seinem Abkömmling im Wald umher. Er kannte nahezu alle Tiere, Bäume und Kräuter und machte den Sohn mit seinem Wissen vertraut. Beizeiten bewegte sich der Knabe sicher ohne Begleitung im Baumdickicht und kannte im Umfeld des Hofes den Fluss mit seinen Windungen, sämtliche Wege und Stege sowie jeden Baum und Strauch.

Während die Bauern auf ihren Höfen und Feldern arbeiteten und bei fast allen Tätigkeiten von ihren großen Kindern im Sommer und Herbst Hilfe erfuhren, blieb den Mädchen und Knaben des Dorfes genug Gelegenheit für Unterricht und Zeitvertreib. Es war eine behütete Kindheit, die Adalwin in seinem Dorf erleben durfte.

An dem Tag, an dem Adalwin zehn Jahre alt wurde, schenkten ihm seine Eltern eine Flöte zum Geburtstag. Sein Vater zog das dünne Holzrohr liebevoll aus einem ledernen Säckchen, zeigte es dem Beschenkten und sagte: „Mein lieber Sohn, dieses Instrument hat dein Großvater mit eigenen Händen geschnitzt und sich das Spielen allein beigebracht, als er in einem fernen Land als Soldat weilen musste. Das Stück Holz habe ihm in der Fremde das Leben gerettet, sagte er immer, sonst wäre sein Herz zerbrochen an all den Grausamkeiten, die er im Krieg hatte mit ansehen müssen.“

Der Sprecher räusperte sich, schob die aufwallenden Erinnerungen zur Seite und sprach danach weiter: „Als dein Opa von dem Feldzug heimkam, war ihm aller Besitz unwichtig geworden, abgesehen von der Flöte. Sie ist aus einem besonderen Holz gefertigt, besitzt einen vollen Klang und eine

wunderbare Gabe. Wenn sie mein Vater an die Lippen setzte, verwandelte sich seine Miene. All seine Traurigkeit verflog, und sämtlicher Ärger löste sich auf. Er konnte beim Spielen die Zeit vergessen. Wenn er die während des Musizierens geschlossenen Augen wieder auftat, rannen Tränen der Rührung und Erlösung über seine Wangen und diejenigen seiner Zuhörer. Die Melodien fanden mühelos und intuitiv von seinem Gemüt in seine Finger, wenngleich sie stets dem gleichen Muster folgten: zu Anfang traurig und sehnsuchtsvoll, dann getragen und feierlich, später beschwingt und zum Schluss endlich freudig, mit einem optimistischen Ausklang. Oft und gern habe ich seinen Liedern gelauscht. Leider habe ich selbst das Flötenspiel bis auf ein paar Griffe nie erlernt.“ Der Bauer hielt mit einem traurigen Lächeln inne. Schließlich reichte er das Erbstück zu seinem Sohn herüber, der es mit Ehrfurcht entgegennahm.

„Die Harmonien kommen zu dem, der sie zum Leben benötigt‘, kommentierte er meine wenig geschickten Versuche. Dessen ungeachtet habe ich sein Bedauern verspürt, weil ich den Staffelstab von ihm nicht übernehmen konnte“, fuhr der Redner in seiner Schilderung fort. „Einmal sagte er zu mir: ‚Junge, die Musik ist ein großes Geschenk des Himmels an uns. Du musst sie fühlen. Auf diesem Weg wird sich dir die Flöte offenbaren.‘ Zu meinem Leidwesen kam es dazu nicht. Wahrscheinlich ist mir klar gewesen, dass ich seine Meisterschaft nie erreichen würde, weil sie untrennbar mit seinen Erfahrungen verbunden war, und gewiss habe ich mich nicht ernsthaft genug darum bemüht. Ohne Fleiß ist kein Preis zu haben. Das Üben war mir häufig zuwider oder anderes wichtiger – bedauerlicherweise! Ich kann nicht zählen, wie oft ich mich seither darüber geärgert habe.“

Ein Lächeln der Reue lief über das Gesicht von Adalwins Vater, mit dem er seine Ansprache schloss: „Dein Großvater wollte mit seiner Hände Werk begraben werden. Es sei ohnehin niemand da, der das geschnitzte Edelholz würdig blasen könne, lautete seine Begründung. Wenngleich mir diese Sätze sehr weh taten, konnte ich seine Enttäuschung verstehen und habe seinen Wunsch akzeptiert. Aber als der Totengräber bereits die Schaufel angesetzt hatte, erhielt mein Inneres einen Impuls. Wie einen Befehl hörte ich: ‚Nimm die Flöte! Sie wird auf der Erde weiterhin gebraucht, wird einen Meister finden und aufs Neue erklingen.‘ Diesem Ruf konnte ich mich nicht verschließen und entnahm das wertvolle Stück seinen kalten Fingern. Jetzt gebe ich es dir und hoffe, dass sich Holz und Musiker finden werden.“

Die Worte seines Vaters hatten Adalwin sehr bewegt. Er nahm die Flöte, wog sie in seinen Händen und umfasste mit Wohlgefühl das polierte Holz,

fühlte die Löcher und schloss sofort Freundschaft mit dem Rundling. Seinen Opa hatte er nicht kennengelernt, lediglich viele Erzählungen über ihn aufgeschnappt. Nun wurde sein Vorfahr durch das Blasinstrument abermals lebendig, und stolz trat der Junge das Erbe an.

Schnell hatte er sich von einer Bäuerin im Dorf zeigen lassen, wie die Lippen zu spitzen und das Mundstück anzusetzen war. Wie die Löcher zum Erzeugen der Töne zu verschließen waren, war rasch erklärt, die wichtigsten Kombinationen dafür waren alsbald aufgeschrieben. Wie im Flug machte sich Adalwin mit dem klingenden Eibenholz vertraut, übte eifrig alle Griffe, erfand neue und entwickelte seinen eigenen Stil. Mit Geschick und Talent spielte er zur Freude seiner Eltern. Sein Gemüt war von der Musik durchdrungen, die sich über seine Finger als anrührende oder mitreißende Melodien ihren Weg heraus bahnte.

Adalwin war bei den Kindern und Erwachsenen des Dorfes in gleicher Weise beliebt, und das nicht allein, weil er jedermann mit seinem Flötenspiel bezaubern konnte. In seiner Nähe verbreiteten sich Wohlgefühl und Fröhlichkeit. Sein Erscheinen genügte dafür, denn er ruhte dank der Liebe seiner Eltern und der Natürlichkeit seines Umfelds in sich. Darüber hinaus war er mit geradem Wuchs, flinkem Verstand und lebendigem Herzen ausgestattet.

Das Dorf, in dem Adalwin und seine Eltern wohnten, befand sich im Norden von Alamania, in jener Gegend, die von der Wanderung des Eises geprägt war, in der sich Bäche und Flüsse sanft durch die Landschaft schlängelten und wo der Blick weit über das flache Land gleiten konnte.

Gern zog sich der Junge allein zurück, durchstreifte Wiesen, Felder und Wälder und lauschte deren Klängen. Er liebte das Zwitschern der Finken, das Zirpen der Grillen, das Röhren der Hirsche, den Schlag der Wachteln, das Grunzen der Sauen, das nächtliche Quaken der Frösche und das dunkle Rufen der Maiadler. Was er hörte, baute er in seine Musik ein. Mit fortschreitender Dauer perfektionierte sich sein Umgang mit dem Instrument mehr und mehr.

Neugierig beobachtete der Knabe die Veränderungen in Auen und Flur mit dem Jahreslauf oder lag im Sommer nachts wach draußen im Gras und genoss die Pracht des Sternenhimmels, der sich über ihm auftat. In solchen Augenblicken war er vollkommen eins mit der Natur, spürte den Pulsschlag des Lebens und fühlte die Verbindung von allem, was existierte. Mutter Erde war ein Knabe geboren worden, der sensible Antennen für ihre Schöpfung besaß. Darum offenbarte sich Gaia ihrem Kind mit

besonderer Intensität, breitete ihre Schönheit und Vielfalt vor ihm aus, die wiederum in Adalwins Musik in perfekter Harmonie ihr Echo fand.

Eines Tages im Spätsommer streifte der inzwischen dreizehn Jahre alte Junge durch den Wald. Zwei Nächte zuvor war warmer Regen niedergegangen. Der Mond befand sich in seiner zunehmenden Phase, und Adalwin hatte sich mit einem Weidenkorb auf den Weg gemacht, um Steinpilze zu sammeln. Er kannte eine Stelle in der Nähe des Flusses im dichten Unterholz, zu der sich nur kriechend gelangen ließ. Zum richtigen Zeitpunkt losgekraxelt, wurde diese Mühe jedoch reichlich belohnt, weil unterwegs die frischen Köpfe der edlen Pilze so zahlreich aus dem Moos ragten, dass sich geschwind ein Korb mit den leckeren Gesellen füllte.

Adalwin schob sich gerade auf Ellenbogen und Knien durch das Gestrüpp. Er freute sich an jedem hellbraunen Käppchen, das sich ihm entgegenhob, als urplötzlich über ihm ein lauter Donnerschlag krachte. Abgelenkt von der Pilzpracht und im dichten Holz robbend, war ihm entgangen, dass sich ein Unwetter zusammengezogen hatte. Beinahe zeitgleich rauschte ein heftiger Regen nieder.

Obwohl sich ein dichtes Blätterdach und Gewirr an Ästen über Adalwin ausbreitete, fühlte er flugs seine durchweichten Sachen an der Haut anliegen. Das Moos um ihn herum gluckste bei jeder Bewegung, weil der Wasserschwall von oben nicht rasch genug versickern konnte.

Zunächst verharrte Adalwin und hoffte, das Toben der Natur würde genauso zügig enden, wie es begonnen hatte. Aber offenbar hatte sich eine besonders intensive Gewitterzelle über ihm gebildet. Mittlerweile war es finster über dem Wald geworden. Ständig zuckten Blitze im Dunkeln, krachte der Donner, schüttete sich der Platzregen aus und trommelten taubeneigroße Hagelkörner in das Geäst. Das Nass in der moosgepolsterten Furche stieg stetig höher, und der Junge musste fürchten, schlussendlich in einem Wassergraben zu liegen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu fliehen. Er kroch vorwärts und versuchte, seinen Pilzkorb zu retten. Endlich war das Ende des Unterholzes erreicht, und er konnte sich aufrichten. Er streckte sich genüsslich. Was für eine Wohltat nach der mühsamen Kriecherei!

Blitz und Donner waren inzwischen mit der Gewitterfront fortgezogen. In beruhigender Ferne leuchteten in ungleichen Abständen die fliehenden Wolkenungetüme auf, erhellt von einer Entladung in ihrem Inneren. Gleichwohl hatte der Himmel fernerhin seine Schleusen geöffnet, und der Regen bildete nahezu einen Vorhang – derart dicht fielen die Tropfen herab.

Adalwin entdeckte in diesem Moment zu seinem Erschrecken, wie weit der Fluss vor ihm angeschwollen war. Statt des sonst ruhig fließenden, klaren Wassers führte er im Ergebnis des Wolkenbruchs eine braune, trübe

Brühe. In der starken Strömung trieben Äste und ganze Baumstämme. Außerdem peitschte der Wind fortgesetzt Wände aus Regentropfen in das aufgewühlte Gewässer.

„Oh je!“, durchzuckte es Adalwin. „Bei diesen Bedingungen komme ich nie und nimmer durch die Furt zurück nach Hause.“ Was tun? Der Pegel des Flusses stieg zusehends an, nicht mehr lange, und die Pilzstelle würde geflutet sein. Der Knabe wandte sich stromaufwärts und folgte der Waldkante. Weiter oben, das wusste er, stand ein Hochwald aus Buchen. Dort würde er das Ende des Unwetters abwarten und die Nacht überstehen müssen. Er ärgerte sich doppelt über die entstandene Situation, hatte er doch seiner Mutter nicht Bescheid gesagt, wohin er gegangen war. Die Steinpilze, die sie so liebte, sollten eine Überraschung sein. Jetzt würden sich die Eltern sorgen, wenn er nicht heimkäme.

Dem steigenden Wasser ausweichend, schlug sich Adalwin mühsam durch den dichten Urwald, einem verwachsenen Wildpfad folgend, als er jäh innehielt und lauschte. Im Gebüsch neben ihm raschelte es. In loser Folge wurden Äste geschüttelt, und es knackte vernehmlich. Dazu war ein scharrendes Geräusch zu hören. Was war das?

Er stellte seinen Korb ab und presste sich trotz des Regens durch das Geäst, dem Knicken und Prasseln vor ihm entgegen. Dabei achtete er weder auf die Zweige, die ihm ins Gesicht schlugen, noch auf die Dornen, die das Gestrüpp verbanden. Schon stand er mit den Knien im Wasser, als er einen letzten Trieb zur Seite bog und in die angstvollen Augen eines Tieres blickte. Ein prachtvoller Kronenhirsch hatte sich mit seinem Geweih im Gebüsch verfangen, stand bereits bis zu den hinteren Keulen in den Fluten und drohte in einigen Augenblicken deren Opfer zu werden.

Sofort hatte Adalwin die Situation erfasst. Er zog sein Jagdmesser aus dem Gürtel, um die Äste abzuhauen, aber bemerkte, wie das Entsetzen in den Augen der gefesselten Kreatur aufschimmerte. Dem aufgeregten Wesen würde er nicht helfen können, wenn es den Tod von zwei Seiten fürchtete. Mit geübtem Griff beförderte Adalwin das Eisen wieder an seinen Aufbewahrungsort. „Ich muss ihn retten!“, dachte der Knabe und war sich dieses Entschlusses sicher, obwohl das Wasser stieg und stieg. Adalwin und der Rothirsch standen längst bis zum Bauch im Nass, und die Strömung begann an den Füßen zu zerren. Dennoch legte Adalwin ruhig seine Hand auf die Stirn des Geweihträgers und blickte in dessen dunkle, angstgeweitete Lichter.

Eine Woge des Mitgefühls quoll aus seinem Herzen und pulsierte über seinen Arm zu dem anderen Wesen, dazu seine Ehrfurcht vor dem Leben, seine Freude an diesem prachtvollen Geschöpf, seine Dankbarkeit für den

Wald, die Schönheit seines Landes, die Liebe seiner Eltern, vermischt mit seiner eigenen. Mit einem Mal spürte der Junge, wie von unten her Ruhe und Kraft in seine Beine strömten. Wärme, Sicherheit und Energie stiegen in ihm auf, durchdrangen seinen gesamten Körper und flossen über seinen Arm auch zu dem Hirsch. Im Anschluss wechselten Mensch und Vierbeiner einen intensiven Blick. Der Ruf „Hilf mir!“ verflocht sich mit der Antwort „Lass mich dir helfen!“, und das Verstehen zwischen den Individuen gelang. Weniger Hiebe mit dem Messer bedurfte es, um das fesselnde Astgewirr um das Geweih zu durchtrennen. Der Verfangene hielt den Kopf währenddessen geduldig still. Obwohl zuletzt der Jüngling und das Tier beinahe bis zum Hals im Wasser gestanden hatten, gelang die Befreiung, folgte willig der König des Waldes seinem Erlöser bis zum Wildpfad und danach tiefer in das Gehölz.

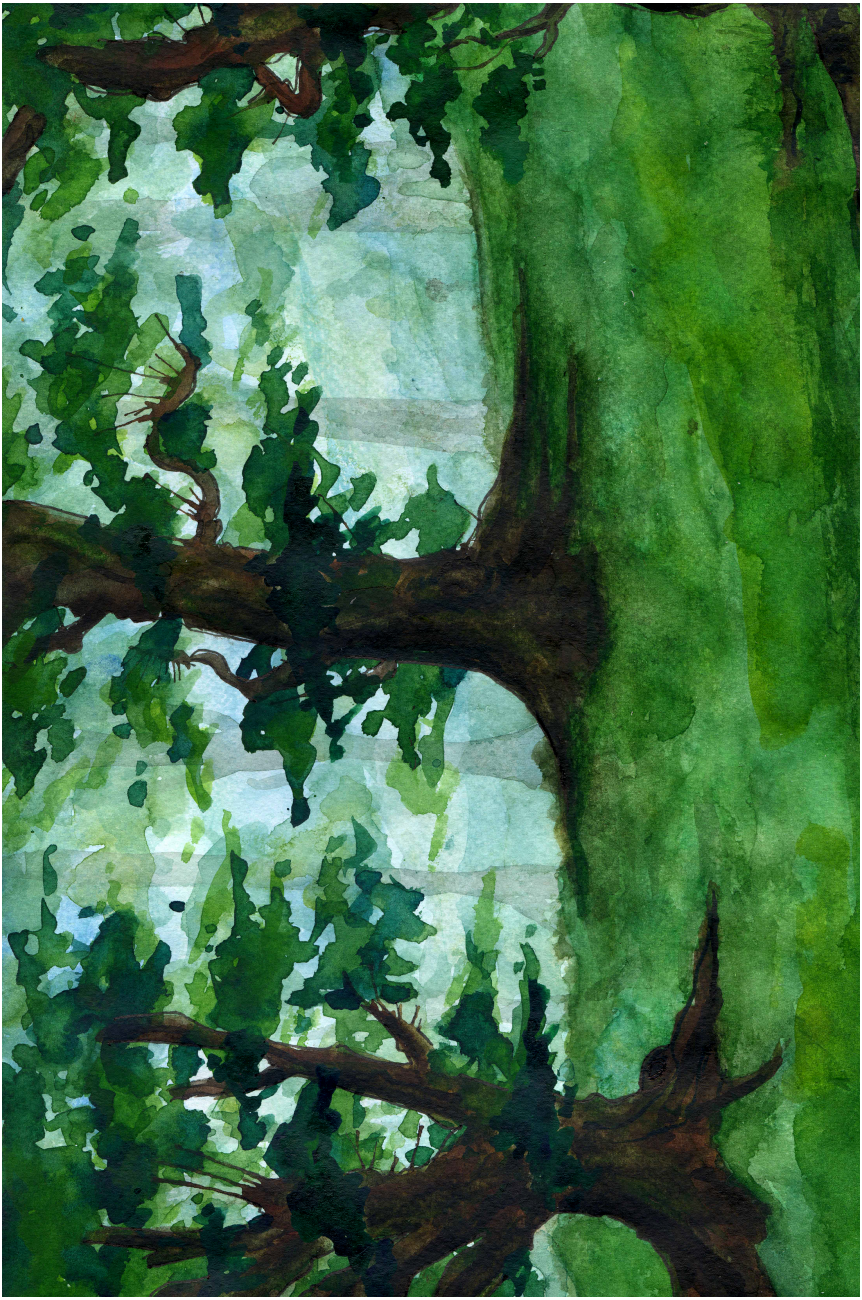
Bald lichtete sich das Gestrüpp, und der Forst veränderte seinen Bestand. Endlich war der Regen zum Stillstand gekommen. Hatten Weiden, Erlen, Ulmen, Eschen, Birken und Silberpappeln die Flussnähe dominiert, standen die beiden nunmehr am Rande eines alten Buchenwaldes. Hoch ragten die hellen Stämme auf. Von oben brach sich die Abendsonne Bahn. Ein grüner Farnteppich breitete sich unter dem Dach der Blätter aus. Lichtstrahlen fielen da und dort bis zum Boden, und weiße Nebelstreifen hingen zwischen den Bäumen.

Der Knabe war gefangen von diesem Bild. Würde und weihevolle Stille erfüllten die vor ihm aufgetane Waldkathedrale, errichtet aus den zum Himmel strebenden Stämmen der Buchen.

„Steig auf!“ Erstaunt drehte sich Adalwin zur Seite. Der prächtige Rothirsch neben ihm schaute ihn an. „Jetzt kann ich dir helfen! Du wirst erwartet, und ich darf dich zu diesem Ort tragen!“

Dem Jungen schwirrte vor Verwunderung der Kopf. Klar und deutlich hatte er die Worte vernommen, eher gefühlt, nicht gehört. Wie war das möglich? Allein die Situation verbot weiteres Nachdenken. Der Hirsch kniete vor ihm. Adalwin schwang sich auf dessen Körper und hielt sich am Hals fest – und das war nötig, denn ruck, zuck stand das Tier auf den Beinen. Mit sausend schnellem Tempo ging der Ritt durch die Buchenhallen, und Adalwin hatte anfangs alle Mühe, nicht abzurutschen. Jedoch fasste er zunehmend Vertrauen, schmiegte sich an den Träger und genoss die eleganten Bewegungen und den Rausch der Geschwindigkeit.

Mitten im Buchenwald zeigten sich unverhofft drei riesige Eichen, und alsbald erwies sich deren Silhouette als Ziel der Reise. Das edle Waldgeschöpf verharrte, und der Reiter glitt von dessen Rücken herunter, trat vor den Hirsch, umarmte ihn und versenkte sich in dessen Lichtern. „An



dieser Stelle wirst du sicher übernachten. Morgen bringe ich dich zu deinen Eltern zurück. Sieh an der mittleren Eiche unter den Wurzeln nach!“

Von Neuem drangen die Worte in Adalwins Denken und verwirrten ihn. „Er kann nicht sprechen! Was geht hier vor?“

„Mit Menschen reinen Wesens und voller Mitgefühl kann sich die Verständigung vollziehen. Das ist freilich selten und ein großes Geschenk!“, formte sich die erhoffte Antwort.

„Ich danke dir von ganzem Herzen“, ließ Adalwin seine Botschaft entstehen.

„Und ich dir! Doch nun folge der Einladung!“, erwiderte der Hirsch.

Adalwin wandte sich zu den Eichen. Staunend glitten seine Augen über die knorrigen Riesen. Was für gewaltige Stämme! Fünf Schritte maßen sie mindestens im Durchmesser, im Umfang mochten sie die Fünfzehn-Schritt-Marke übertreffen. Ab doppelter Mannshöhe reckten sich dicke Äste vom Stamm weg. Mit den Dimensionen eines stattlichen Kirchturms ragten die Bäume in den Himmel. Eine ordnende Hand schien die Traubeneichen gesetzt zu haben. Alle drei hatten ohne Einschränkung ihre Krone ausbilden können, jede anders gestaltet durch Wuchs und Jahrhunderte des Kampfes mit Wind, Gewitter und Mitbewohnern.

Ehrfurcht gebietende Stille umfing den Ort und umgab ihn mit einer magischen Aura. Respektvolle Scheu erfasste Adalwin vor den wohl tausend Jahren, denen die Eichen getrotzt haben mochten. Wie viele Menschenleben hatten sie entstehen und verwelken sehen, fest stehend, in sich ruhend und dem Strom der Zeit standhaltend? Er trat an den mittleren Baum, breitete seine Arme aus, lehnte sich an den Stamm und öffnete seinen Geist. Sofort spürte er die Kraft des uralten Gehölzes und genoss den Moment der Umarmung.

„Willkommen!“ Tiefen Tons, bedächtig und intensiv formten sich diese drei Silben im Kopf Adalwins.

Deutlich weniger verwundert als vorher über die Verständigung mit dem Hirsch, formte Adalwin in seinen Gedanken einfach, was er empfand: „Danke“. Sein Blick glitt nach unten. Rechter Hand klaffte ein Loch neben einer Wurzel. Ein Dachs mochte da gewohnt haben. Die Öffnung war weit genug. Adalwin hatte verstanden, bückte sich herunter und glitt, die Füße voran, in den Hohlraum.

Ein glatter Rutsch hinab, und Adalwin war im Wurzelwerk angekommen. Mit Verwunderung blickte er nach oben. Über ihm wölbte sich der hohle Baumstamm und gab erstaunlich viel Raum, schwach erleuchtet von durchlässig gewordenen Astlöchern, durch die das letzte Tageslicht eindrang. Laub und dürres Gras waren genügend ins Innere geweht

worden. Adalwin fiel es daher leicht, sich mit einigen Bewegungen ein Lager zurechtzuschieben. Von aller Aufregung, den neuen Erfahrungen und intensiven Eindrücken ermüdet, richtete der Knabe einen letzten liebevollen Gedanken an seine Eltern, hoffte, sie würden sich nicht allzu sehr um ihn sorgen, und dankte im Geiste für den Tag. Bevor in ihm die Frage aufsteigen konnte, wer ihn denn hierher eingeladen haben könnte, war er in einen tiefen Schlaf gesunken.

Derweil verschwand die Sonne langsam hinter dem Wald. Die Dämmerung ließ ihre komplette Palette grauer Farben in der Waldeshalle erscheinen. Der Mond stieg auf; kurz vor seiner vollen Rundung stehend, goss er sein fahles Licht durch die Zweige der Baumriesen und hielt im Inneren der Eiche, in der Adalwin fest schlief, die Konturen davon ab, vollständig im Dunkeln zu verwischen.

Ein feines Klingeln durchdrang plötzlich die Baumhöhle, als würde der Wind sich in langen, hohlen Stangen wiegen. Eine hellblaue Lichtsäule glomm auf, erhellte den ausgehöhlten Eichenstamm und verdichtete sich schließlich zu einer Frauengestalt. Die Erschienene trug ein weißlich schimmerndes Kleid, das bis zum Boden reichte. Dichte, hell leuchtende Haarsträhnen fielen in langen Locken herab und umrahmten ihr Gesicht mit zeitlos schönen, harmonischen Zügen, heller Haut, feiner Nase und lebendigen, grünbraunen Augen. Für eine Weile ruhten die Blicke der Frau auf Adalwin, wobei ein sanftes, gütiges und zufriedenes Lächeln ihre Lippen umspielte. Zuletzt hob sie beide Arme und streckte diese über dem Schlafenden aus.

Im Traum sah Adalwin erneut den Kronenhirsch vor sich stehen. Schönheit, Würde, Eleganz und Pracht vereinten sich in dessen Gestalt, gekrönt von zwei Stangen mit perfekter Symmetrie, zwölf Enden auf jeder Seite. Unversehens leuchtete das Geweih auf, verbreitete goldweißes Licht, und in der Traumwelt des Jungens erschien anstatt des Tieres die weiß umhüllte Frau.

„Sei gegrüßt, Adalwin!“, hörte der schlafende Knabe ihre melodische Stimme. „Ich bin Mutter Erde, und meine Fürsorge wird dich begleiten. Du bist geworden, wie ich dich erschaffen wollte. Das hast du bewiesen. Furchtlos und ohne Zögern bist du dem Ruf deines Herzens gefolgt und hast ein Lebewesen in Not gerettet. Wisse denn: Du bist dazu bestimmt, vereint mit einer auserwählten Kämpferin in die Schlacht zu ziehen. Das Böse hat einen machtvollen Drachen hervorgebracht, der mit seiner teuflischen Schwester Länder und Völker versklavt. Ihr seid dazu geboren worden, um das uralte Ringen von Gut und Böse zurück ins Gleichgewicht zu bringen. Gemeinsam könnt ihr das Wirken des unheilvollen Paares

beenden. Du wirst dieser Kriegerin begegnen, wenn es an der Zeit ist. Das Böse wird dich zu vernichten suchen. Sei auf der Hut, aber ohne Angst! Geh deinen Weg, edler Freund der Drachenkriegerin. Wenn die Liebe erwacht, seid ihr nicht zu bezwingen.“

Das laute Tirilieren der Vögel weckte Adalwin. Verwundert rieb er sich die Augen. Wo lag er hier? Langsam erwachte die Erinnerung an das Unwetter, an die Flut und die Rettung des Hirsches; daran, wie Tier und Baum zu Adalwin gesprochen hatten, er sein Nachtlager gefunden und eine weißhaarige Frau im Traum mit ihm geredet hatte. Ihre Worte hallten deutlich in ihm nach. Wer war diese Gestalt gewesen? Mutter Erde? Der Vater hatte ihm früher einmal schon von ihr erzählt und sie Gaia genannt. Was bedeutete das Geschehen?

Blitzartig überfiel Adalwin der Gedanke, dass sich seine Eltern längst um ihn ängstigen mochten. Voller Eile raffte er sich auf, krabbelte aus der Schlafstatt ans Tageslicht. Davor erwartete ihn, wie erhofft, der kapitale Rothirsch. Nein, das war keine Täuschung, was da in seinem Kopf umherschwirrte. Vor ihm kniete tatsächlich der vierfüßige Bote. Der Junge saß zügig auf, umschlang den Träger des prachtvollen Hauptes, und mit gleicher Geschwindigkeit ging der Ritt zurück durch die Buchenhallen. Rasch befand sich Adalwin wieder in der ihm vertrauten Umgebung. Nicht weit von der Furt entfernt bedeutete das Tier seinem Reiter abzusteigen. Adalwin umarmte das edle Geschöpf, blickte in dessen große und schöne Augen und ließ seinen Dank aus dem Herzen aufsteigen. „Glück auf dem Weg!“, wünschte der Waldkönig zum Abschied, bevor er sich umwandte und mit eleganten Sprüngen im Buschwerk verschwand.

Adalwin rannte zum Fluss und fand wie durch ein Wunder seinen Korb mit den Steinpilzen wieder. Das Wasser war inzwischen mit solcher Geschwindigkeit gefallen, wie es am gestrigen Tag gestiegen war. Durch das klare Nass war die Furt einfach zu durchqueren, und im Handumdrehen stand er vor seinem Elternhaus.

Stürmisch läutete der Junge die Glocke an der Tür zum Hof. Seine Mutter kam übernächtigt aus dem Haus gelaufen, gefolgt von ihrem gleichermaßen übermüdeten Mann. Adalwin ließ den Pilzkorb fallen, warf sich in die Arme seiner Mutter und fühlte ihre Freude und ihren Schmerz. Im Anschluss schmiegte er sich an seinen Vater, und jegliche Ängste und Sorgen der geprüften Eltern waren verflogen. Kein vorwurfsvolles Wort wurde laut. Wozu auch? Alle drei genossen es, wieder beisammen zu sein.

Schließlich trat die Familie ins Haus. Adalwin bekam sein Frühstück auf den Tisch gestellt, und der Junge machte sich mit Heißhunger darüber

her. Nach den ersten Bissen war die größte Esslust gestillt, und Adalwin begann von seinen Erlebnissen zu berichten. Als er alles erzählt hatte, saßen seine Eltern sprachlos und verwundert da, im Zweifel mit sich selbst, ob sie alles glauben sollten. Dessen ungeachtet ließen sie sich nichts anmerken. Sie nahmen behutsam die gewohnten Alltagskreise auf, und im Gang der üblichen Abläufe verflüchtigte sich die außergewöhnliche Nacht unauffällig als Gesprächsthema zwischen den dreien. Adalwin schien vergessen zu haben, was ihm widerfahren war, und von sich aus fing keiner der Elternteile davon an.

Inmitten einer Vollmondnacht stand die Bäuerin auf, um einen Schluck Wasser zu trinken. Da bemerkte sie das leere Bett neben sich. In der Stube traf sie auf ihren Mann, der nachdenklich vor der Glut des Kamins saß. Still setzte sich die Frau zu ihrem Gatten, streichelte behutsam seinen Nacken und genoss seine Nähe.

„Mir ist einiges klar geworden“, hob ihr Mann zu sprechen an. „Mein Großvater hat mir davon erzählt, es gebe Völker, bei denen Götter und Planeten dasselbe seien. In Menschengestalt könnten sie erscheinen und auf der Erde eingreifen. So abwegig sei der Gedanke nicht, hat er mir erklärt. Die Planeten seien höhere Wesen, die Schöpferkraft besäßen. Sie seien mit ihren Bewohnern verbunden, die sie selbst hervorgebracht haben. Ich hielt das immer für ein Märchen. Allerdings kam in den Geschichten meines Großvaters auch Mutter Erde vor, zu der er häufig Gaia sagte. Sie würde sich den Menschen als weißhaarige Frau zeigen, hat er mir versichert, und genauso hat sie Adalwin beschrieben. Es gibt sie also, Gaia!“

Adalwins Vater legte ein Scheit nach und fuhr dann fort: „Weil wir gerade bei alten Sagen sind: Du kennst bestimmt die Legende von den Drachenkriegern. Das dunkle Paar, das sein Reich bis vor unsere Grenzen ausgedehnt hat, wird eines Tages vernichtet werden. Einen Heerführer stellt die Menschheit. Der andere kommt aus einem Himmelsgefährt. Eine hübsche Mär, nicht wahr? Sie wird seit Jahrhunderten weitergegeben.“

Prasselnd fiel ein Holzstück um und verbreitete einen Funkenregen. Nach der entstandenen Pause brachte der Mann seinen Gedankengang zu Ende: „Es war kein Zufall, sondern ein besonderes Geschenk, dieses Kind im fortgeschrittenen Alter zu bekommen. Mutter Erde hat deinen Schoß fruchtbar gemacht, um uns ihren Knaben zu schenken. Sie ist es gewesen, die mir die Rettung der Flöte gebot, und von ihr findet er seine Töne. Jetzt hat sie sich ihm enthüllt, um ihn über seine Bestimmung aufzuklären.

Ausgerechnet unser Sohn soll der Drachenkrieger sein. Unglaublich!“ Kopfschüttelnd sah der Bauer seiner Frau ins Gesicht.

„Genießen wir die Zeit, die uns verbleibt, ihn beherbergen zu dürfen“, antwortete seine Frau und tastete nach der Hand ihres Mannes. Mit einem intensiven Druck ihrer Finger machte sie ihre Verbundenheit zu ihm fühlbar. Sie kannte ebenfalls die Erzählung von den Drachenkriegern. Im Inneren hatte sie seit geraumer Zeit verspürt, welche besondere Aura den Jungen umgab. Die Erscheinung der weißhaarigen Frau verwunderte sie deshalb nicht. Ob Adalwin tatsächlich Mutter Erde begegnet war und auserkoren war, den Kampf gegen das Drachenpaar zu führen, war im Grunde gleich. Eines Tages würden sie ihn loslassen und in sein eigenes Leben entlassen müssen. Das war der Lauf der Dinge.

Eine Weile saß das Paar noch zusammen. Spät gingen die Eheleute zu Bett. Etwas würde sich an ihrer heilen Welt ändern, das war ihnen bewusst geworden. Die dunkle Vorahnung sollte sich schneller erfüllen, als sie vermutet hatten.

Lucina bringt Leuforia und Furarius zum Handeln

Genau um Mitternacht hing der Vollmond über der Spitze des Nordturmes der Drachenburg. Intensives, fahles Licht fiel auf das höchste Turmplateau und brachte eine imposante Kugel aus Mondstein zum Aufglühen. Silbrig zwischen Grau und Blau oszillierend, leuchtete die an vier Ketten in einem Eisengitter hängende, etwa einen Schritt im Radius messende Halbedelsteinkugel auf. Von ihrem untersten Punkt tropfte ein Elixier eben dieser Farbe in eine hohe Kristallvase, die auf einem Podest unter ihr aufgestellt war. Das Gefäß war etwa zu drei Viertel gefüllt. An seinem sich nach unten verjüngenden Fuß befand sich ein Hahn.

Eine dunkel gekleidete Frauengestalt öffnete den Verschluss und ließ eine kleine Menge der silbrig-blauen Flüssigkeit erst in ein Fläschchen und danach in einen schillernden Kristallpokal laufen, drehte sich herum und stieg mit schwebendem Gang eine Wendeltreppe hinab in ein Turmzimmer. Dieser fensterlose Raum präsentierte sich aufwendig mit schwarzem Marmor ausgekleidet, durchbrochen von weißen Rändern und Zierelementen desselben Materials. In den Ecken lockerten auf vorgesetzten Sockeln grazile, korinthische Säulen die Wucht der Architektur auf. Der Boden des Gemachs war als Schachbrettmuster gestaltet, an der Decke dominierte eine in gleicher Farbe gestaltete Windrose, die durch den kreisrunden Ausschnitt des roten Samtbaldachins frei gelassen wurde. Je drei

siebenarmige, goldfarbene Kerzenleuchter an drei der vier Wände erhellten die Szenerie, deren flackerndes Licht durch einen beeindruckenden, golden umrahmten Rundspiegel an der vierten Wand reflektiert wurde.

Die hochgewachsene Frau trug ein langes, schwarzes Spitzenkleid mit Dreiviertelärmeln und aufgestelltem Kragen, das die makellosen Kurven ihrer schlanken Gestalt unterstrich. Sie stellte sich in die Mitte des Raumes und betrachtete zufrieden ihr Spiegelbild, das Gesicht einer Mittzwanzigerin mit ganz leicht vorstehenden Wangenknochen und gerader Nase, dessen perfektes Oval unten von einem kleinen Kinn mit Grübchen und oben von einer edlen Stirn abgeschlossen wurde. Deren Wirkung wurde durch den feinen Ansatz der zurückgebundenen, mit silbernen Haarnadeln aufgesteckten schwarzen Haare noch verstärkt. Unter der Stirn verliefen schmale, geschwungene Augenbrauen, die zusammen mit den langen Wimpern die rehbraunen Mandelaugen der Schönheit effektvoll aus dem sonnengebräunten südländischen Teint hervorhoben. Die sinnlichen, vollen, kirschroten Lippen des Weibes kräuselten sich zu einem Lächeln, verführerisch, anziehend und zugleich bedrohlich. Dabei hob sie den Pokal wie zum Gruß gegen den Spiegel und sprach laut die Formel: „Erscheine mir, Lucina, erscheine hier!“, um danach die Tropfen aus dem Kristall durch ihre Kehle fließen zu lassen.

Die Schärfe des Spiegelbildes verlor sich, trübte sich ein und ging in ein verschwommenes Blaugrau über, aus dem sich die Konturen eines schauerlichen Antlitzes herauswölbten. „Allzeit hier, Leuforia, allzeit bei dir!“, ertönte die Antwort mit einer rauchigen Stimme, mehr gehaucht als gesprochen.

„Sei gegrüßt, Wächterin der Nacht! Du bescheinst ständig die Erde, nimmst nachts alles wahr. Sage mir: Was gibt es Neues?“

Wieder erklang das Hauchen. „Leider nichts Gutes. Du wirst dich besinnen: Vor dreizehn Jahren ist auf der Erde eine kosmische Kapsel gelandet, in der ein Mädchen lag. Mit ihr soll sich die alte Weissagung erfüllen.“

Der Mund der schwarzen Schönheit verzog sich zu einem zynischen Grinsen. „Sollte! Furarius hat diesen lächerlichen Versuch im Ansatz erstickt, als wir davon Wind bekommen haben. Er hat die Sache auf seine Art erledigt.“

Die Stimme aus dem Spiegel erwiderte: „Das habt ihr geglaubt. Mir war es schon damals nicht geheuer, dass er weder das Behältnis noch ein Mitbringsel in dem Haus finden konnte, obwohl ihm doch sonst kein Stück aus Gold entgeht. Es hat sich jedenfalls herausgestellt, dass er die falschen Leute erwischt hat.“

Abrupt gewannen Leuforias Gesichtszüge einen raubtierartigen Ausdruck. Ihre Augen verzogen sich zu Schlitzen, als sie die Nachricht verdaute. „Ja, ich erinnere mich. Wir haben dem Detail weiter keine Bedeutung beigemessen. Aber das ist ohnehin unwichtig, weil es nicht zu ändern ist. Sie hat also überlebt, sagst du?“ Leuforia hatte sich gefasst. Die eiskalte Strategin in ihr hatte die Oberhand gewonnen, und sie erkundigte sich: „Wie hast du das erkannt?“

Die grässliche Erscheinung gab Auskunft: „Ich habe gestern gesehen, wie ein Mädchen in genau dem richtigen Alter von einem Hüterwesen Gaias empfangen wurde.“

„Das ist in der Tat ein ernsthaftes Indiz“, bestätigte die Herrin der Drachenburg.

„Und es gibt ein weiteres!“, setzte Lucina ihren Bericht fort.

„Offensichtlich hat Gaia einen Knaben erwählt, der im gleichen Alter ist. Jedenfalls ist sie ihm erschienen. Sie hat geglaubt, sie würde vor mir verborgen bleiben, wenn sie in einem hohlen Baum stünde.“ Ein schauerliches Kichern tönte im Raum.

In die Miene der Hausherrin war Entschlossenheit eingekehrt. „Es sind noch Kinder, bestenfalls Halbwüchsige, nichtsdestotrotz ist die Entwicklung gefährlich“, lautete ihre Analyse. „Höchste Zeit, etwas zu unternehmen, bevor sie zu ernsthaften Gegnern heranwachsen. Wehren wir den Anfängen! Furarius steckt zwar mitten in der Vorbereitung auf den nächsten Feldzug, aber ich werde mit ihm sprechen!“

Mit einem Dank an ihre Informantin beendete Leuforia das nächtliche Treffen, und Lucina verschwand. Wieder allein, stellte die Frauengestalt den Pokal ab und ging die Wendeltreppe hinauf. Oben schlug sie ihre Kapuze über den Kopf und kauerte sich hin. Ein Rucken lief durch den knienden Körper, dann hatte sich eine Umformung vollzogen. Die menschlichen Umrisse waren verschwunden. Ein hoher durchdringender Ruf erklang. Das finstere Etwas tat einen Sprung, und mit ausgebreiteten schwarzen Flügeln segelte eine riesige Fledermaus in einem Bogen vom Nordturm hinüber zum Südturm, um da im obersten Stock auf einem Absatz vor einer Tür zu landen und sich zurückzuverwandeln. Ein kurzes Pochen, der Einlass öffnete sich nach innen, und Leuforia war im Gemäuer verschwunden.

Furarius hatte von innen das Klopfen gehört und wusste, wer ihn erwartete. An diese Stelle konnte lediglich gelangen, wer des Fliegens mächtig war. Er öffnete die Pforte. „Willkommen, Schwester, heute zum Vollmond! Gibt es Anlass zur Besorgnis?“ Es lag ein halb ernster, halb spöttischer Ton in dieser Begrüßung. Seine hünenhafte Männergestalt

beugte sich zu Leuforia für einen Wangenkuss hinab, schob die schwarze Schönheit mit einer galanten Bewegung ins Innere und folgte ihr eine kurze Treppe hinab in den dort befindlichen Raum.

Fast taghell wurde das hohe, holzvertäfelte Zimmer ausgeleuchtet, wofür die ringsum hängenden, voll bestückten Kerzenleuchter genauso wie für die trockene, stickige Luft im Gemach sorgten. Ein viereckiger Tisch in der Mitte war von Landkarten bedeckt. Zwei große Karaffen mit Wasser und Rotwein standen auf einem separaten Podest. An den Wänden hing eine Kollektion von Hieb- und Stichwaffen, Schilden und Panzern. Gegenüber der Tür fiel ein Sekretär aus kunstvoll verarbeitetem Ebenholz ins Auge. In einer Nische exponierte sich ein eiserner Helm mit Gesichtsmaske, und in unmittelbarer Nähe dazu hing ein schwarzer Umhang an einem der vielen Haken. Leuforias Blick glitt durch die Wohnstatt. Wie stets, wenn sie dieses Gelass betrat, zeigte sie sich sowohl belustigt als auch beeindruckt von seiner Kargheit und pragmatischen Schlichtheit: die Klause eines Kriegsherrn eben. Einzig der Sekretär verlieh dem Raum einen Hinweis auf die Macht und das Vermögen seines Bewohners.

„Setz dich!“ Der weitaus größere Mann mit einer wahren Herkulesfigur wies auf einen Stuhl, füllte aus der Weinkaraffe zwei Gläser, reichte eines davon Leuforia und prostete ihr zu.

„Was bewegt uns also? Es wird bestimmt wichtig sein, wenn du um diese Zeit deine Aufwartung machst.“ Seine dunklen, ausdrucksstarken, leicht schief stehenden Augen glitten interessiert über ihr Antlitz, und in seinen männlichen, gleichwohl ansehnlichen Zügen spiegelte sich Aufmerksamkeit.

Leuforia ergriff ihr Glas, erwiderte anmutig die Einladung, nippte am Getränk und sah ihren Bruder nachdrücklich an, um sich dessen voller Konzentration zu versichern.

„Lucina hat mir wie in jeder Vollmondmacht zum einen unser Elixier zuteilwerden lassen. Du weißt, Furarius, es schenkt uns Jugend, Heilung und unsere anderen Gestalten.“ Mit diesen Worten reichte sie ihrem Bruder eine kleine Phiole mit der silbrig-blauen Flüssigkeit. Der Hausherr überging diese Einleitung mit einem leichten Zucken in der Miene. Er wusste, seine Schwester nahm Anlauf zur eigentlichen Ursache ihres Besuches: „Und zum anderen hat sie erfahren, dass ein Pärchen von Jugendlichen heranwächst, das diese Prophezeiung erfüllen und uns vernichten soll.“

„Unmöglich!“ Ungläubig starrte Furarius die Überbringerin der Nachricht an. „Du weißt, was mit der blonden Göre passiert ist.“

„Ja, du hast es erzählt“, entgegnete Leuforia. „Nur war es offensichtlich die falsche.“

Furarius fixierte sein Gegenüber. Es gab sicher einen Anlass für diese Feststellung. Seine Gedanken schweiften zurück. Nach der Beschreibung des Anwesens, die Lucina seinerzeit gegeben hatte, war er zuerst zu einem anderen Haus geflogen. Da war kein Mädchen gewesen. Die Alten erwarteten ihr Enkelkind, hatten sie jedenfalls behauptet. In der zweiten Hütte war er fündig geworden. Allerdings war die Kapsel aus der fliegenden Scheibe unauffindbar geblieben. Sollte er etwas übersehen haben?

Leuforia hatte ihrem Bruder Zeit gegeben, die unangenehme Neuigkeit zu verdauen. Anschließend setzte sie ihn davon in Kenntnis, was sie von Lucina erfahren hatte.

„Es ist also wahr“, zischte er schließlich zwischen den Zähnen hervor. „Das Spiel hat neu begonnen. Wir müssen uns dem stellen.“

Eine Weile war außer dem Tropfen des Wachses nichts zu hören. Beide hingen ihren Gedanken nach. Als Erster durchbrach Furarius das Schweigen. Er hatte sich an den Abend vor elf Jahren erinnert. „Ich weiß noch genau, wie verdattert die Alten waren: Die Frau fiel vor Angst in Ohnmacht – habe ich jedenfalls geglaubt. Aber es war etwas anderes. Offensichtlich kämpfen höhere Mächte mit, sonst wäre mir das Balg nicht entgangen. Irgendeine Magie hat sie mir verborgen. Es wäre zu einfach, jetzt wieder hinzufliegen. Vermutlich wird sie erneut geschützt.“ Nachdenklich wandte sich der Hüne seiner Schwester zu. „Was schlägst du vor?“

„Wir sollten trotzdem genau in der Hütte ansetzen“, gab Leuforia zur Antwort. Auf seinen fragenden Blick hin erläuterte sie ihren Vorschlag näher: „Ja, es könnte sein, dass sie dort behütet wird. Deshalb sollten wir das Haus vernichten. Verstehst du?“

Ein unbarmherziges Lächeln zog sich über die Miene ihres Bruders. „Liegt nahe!“, bestätigte er und ergänzte: „Und die verlogenen Alten gleich mit.“

Leuforia nickte. „Vielleicht ist Umbringen nicht die beste Methode“, überlegte sie laut.

Furarius zog die Augenbrauen hoch. Er verstand nicht.

„Die Bauerndeppen, ja! Keine Frage!“, beeilte sie sich zu versichern. „Ich meine das Mädchen!“

Die Überraschung stand ihrem Bruder nach dieser Eröffnung ins Gesicht geschrieben.

„Sie auszuschalten und zu töten, sind zweierlei Dinge, die zum gleichen Ergebnis führen“, erläuterte Leuforia ihren Gedankengang. „Sie ist zur Erde gebracht worden, ausgestattet mit besonderen Gaben. Ihr Leben wird beschützt. Lassen wir ihr es – vorerst.“

Furarius hörte interessiert zu, während das dunkle Weib ihren Plan weiter ausbreitete.

„Sie ist bei zwei älteren Leuten in ziemlicher Abgeschiedenheit aufgewachsen. Dadurch ist sie bisher von meinen Verlockungen verschont geblieben. Bringen wir sie um ihr Zuhause, ist sie auf sich allein gestellt und kann sich nicht entfalten. Ist sie erst mal aus ihrem Heim vertrieben, wird sie zweifellos in den Bannkreis jener Mittel geraten, mit denen sich die Menschen bestens beherrschen lassen: betörende Kräuter und Essenzen, Tanzmusik, ablenkendes, süchtig machendes Spiel und stundenlanges fasziniertes Sich-Beschäftigen mit Gaukelei und Trugbildern. Mein hübscher Vierklang reicht zum Glück bei den jungen Menschen, um sie willenlos zu machen und in ihre Köpfe genau das einzuflößen, was für uns nützlich ist. In Kombination damit, dass du ihnen das zum Leben lässt, was sie vor dem Hungern bewahrt, sind sie mit ihrer Existenz zufrieden, dumm und harmlos. Sie wird folgerichtig in eines dieser Häuser geraten, woher wir unsere Arbeitssklaven erhalten.“

„Wenn sie in diese Falle tappt, sind wir sie los, und sie macht sich sogar nützlich. Genial!“, brachte Furarius den Bogen zu Ende.

Leuforia quittierte das Kompliment mit einem Kopfnicken. Ihr grausames Lächeln umspielte die Lippen. Dann wurden ihre Gesichtszüge hart. Sie wechselte das Thema.

„Den Jungen halte ich für gefährlicher. Er ist sehr naturverbunden, und meine Verführungen haben bis jetzt nicht gewirkt. Wolltest du nicht sowieso in Alamania einrücken?“, erkundigte sie sich.

„Nach wie vor sind wir nicht ausreichend dafür vorbereitet“, antwortete ihr Drachenbruder.

„Lass uns über die Bande spielen! Ich werde mich zu den Turkannen aufmachen und den Großkhan dazu bringen, in Alamania zur Knabenlese einzufallen. Das wird das Problem, wie ich meine, klären.“

„Guter Plan!“, nickte Furarius anerkennend. „Ich schicke eine Zehnerschaft in das Bergdorf. Vielleicht lohnt sich der Aufwand sogar. Lass uns das gleich erledigen, und danach brich zu den Turkannen auf! Wir erscheinen am besten gemeinsam unten. Du weißt ja: Nichts lieben die Soldaten mehr als einen Blick auf meine anziehende Mitregentin!“ Anerkennend glitten seine Augen über Leuforias Kleid und Figur. „Und das lässt sich wirklich verstehen!“, fügte er hinzu.

„Nichts da! Deine Rekruten sehen mich häufig genug. Je öfter sie von mir träumen und sich nach mir sehnen, umso besser für die Moral und desto erbitterter der Kampf um den monatlichen Ehrenplatz!“ Leuforia ließ ein unwiderstehliches Lächeln über ihre Lippen kräuseln. „Natürlich

freue ich mich längst auf den nächsten Neumond.“ Ihr Mienenspiel wurde zum höhnisch-grausamen Grinsen. „Darüber hinaus? Muss nicht sein!“ Erneut wandelten sich ihre Züge und spiegelten Entschlossenheit wider. „Aber wie du weißt, kann ich nur nachts bei Mondschein fliegen und breche daher sofort in Richtung Turkannia auf.“

„Ausgezeichnet, Schwesterlein! Wer könnte dir widerstehen?“

Furarius nahm den Helm vom Podest, gürtete sich mit einem Kurzschwert und nahm den Mantel vom Haken. Das Geschwisterpaar schritt durch die Tür hinaus auf den Vorsprung. Der Hausherr trat hinter Leuforia. Die schlug ihre Kapuze über, kauerte sich nieder, und mit einem hohen, schauerlich klingenden Schrei löste sich ihre Fledermausgestalt vom Südturm, um im silbrigen Halbdunkel der Nacht lautlos davonzugleiten.

Der Zurückgebliebene verfolgte den Flug für wenige Augenblicke. „Möge dein Plan gelingen!“, murmelte er. Anschließend trat auch er nach vorn auf den steinernen Absatz.

Furarius’ muskulöse Gestalt war mit einer leichten Lederrüstung bekleidet, die bis über die Oberschenkel reichte. Die Füße und Unterschenkel steckten in hohen, ledernen Stiefeln. Zwei Platten aus Metall verstärkten und schützten seine breiten Schultern. Brust und Bauch waren zusätzlich durch Panzerelemente verstärkt, wobei all diese Teile aus derselben Legierung gearbeitet waren und dunkelgrün leuchteten. Der Hüne warf den Umhang über die Schultern und schlug ihn um seine gesamte Figur. Hierauf setzte er den Helm auf, klappte das Visier hinunter, und plötzlich ging eine Veränderung mit ihm vor: Die Arme wuchsen ihm zu riesigen Flügeln, der Hals verlängerte sich, der Kopf nahm die Form eines gepanzerten Drachenhauptes an, und aus dem männlichen Körper bildete sich eine grässliche Reptiliengestalt mit langem Schwanz. Das entstandene Monstrum war vollständig eingehüllt in eine Schuppenhaut aus jenem dunklen, fremd wirkenden, grünlich glänzenden Material. Das Untier trug damit eine für irdischen Waffenstahl undurchdringliche Rüstung. Weder Pfeil noch Speer oder Schwert konnten sie durchdringen.

Das furchterregende Ungetüm richtete sich auf, breitete seine Flügel aus und glitt mit einem fauchenden Geräusch von seinem Platz hinab, schwebte in den Innenhof zwischen dem Wehrturm für das Gold und dem Südturm der Burg, um direkt vor dem Gebäude des Kommandeurs der Wach- und Schutzeinheit zu landen. Nach dem Aufsetzen vollzog sich die Wandlung Furarius’ in umgekehrter Richtung, und der Herr des Drachenschlosses trat in das Bauwerk ein, um seine Befehle zu erteilen. Im Morgengrauen schwang sich eine Zehnerschaft von Drachensoldaten auf